

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 128

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Dieter Treeck Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von
Horst Hensel



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 128

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 128

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; de-
taillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleich-
tem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Urheberrechtsnachfolgers nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de
© 2023 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1941-5
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Schreiben / ist Angst ...	9
Rückblicke	
Hungerträume	10
aufrecht, wie ich hoffe	11
Lachen in Auschwitz	12
Chansons	
Ich bin der linke Schuh	15
Sex mit dem Ex	16
Es fraut mich	18
Ich bin siebzehn, fünfzig, hundert	20
Komm, zieh dich aus!	22
Mein Bauch gehört Dir	24
Herzstiche	26
Die deutsche Art	28
Ein Hallo vom Bahnhofsklo	29
Ich fand unterm Bett	31
Der Teufel ist mein Spiegelbild	33
Aus dem Kosmos poetischer Augenblicke	
zum Fürchten	35
Herbst	36
Horizont	37
schwarz auf weiß	38
ein Bündel Licht	39
angekommen	40
am 7. Tag	41
Rückblick nach vorn	42
Das Kaffeehaus lebt	
Budapester Kaffeehaus-Tagebuch 1	43

Budapester Kaffeehaus-Tagebuch 2	45
Dortmunder Kaffeehaus-Notizen	48
H-Intercity	50
Bronzezeit	51
Es hängt mein Hut noch im Café	58
Schau'n Sie ihn an	60
Wenn die Luft brennt ... oder: Apfelkuchen mit Rosinen ...	62
Torten-Worte ... oder: Die Ehre Ungarns	67
Café Central	71
Einstmals im Revier	72
Frühlingshosen	74
Lem getroffen	79
noch lebe, liebe, lüge ich	84
Grauer Star, grüner Star	87
Der Tag, an dem die Hose fiel	93
Westfale, heimatlos	96
Unsterblichkeit	101
an Eichendorff lehnen	103
Kleines Solo	104
Das Band der Liebe	105
Schöpfung	106
Weißpelz	107
Krakau. Liebeserklärung an eine verlorene Stadt	109
Schemen	110
Und immer wieder – Poesie des Alltags	
Ein Mensch wird sechzig	111
na und?	112

amnesie.de.punkt	113
Die Rente fest im Blick	114
messerscharf	115
Die Gästepest	117
zur Lage der Person	118
Es ist anders als sonst	119
alle Tassen	121
Urlaub	122
voll-kommen, leer gehen	123
LanzErote	124
Finissage	125
Weihnachtlicher Perspektiven-Wechsel	
Weihnachtsmann, was wünschst Du Dir?	126
Zwei Wunder und ein Heiliger Abend	129
Affenliebe	134
nur hinterm Haus	137
Edeltanne, einsfünzig, Etagenbaum ...	138
Klumpkes vonne Bude	142
Von der Einsamkeit des Billigbieres	145
Das war's (poetisches Finale)	147
Nachwort von Horst Hensel	148
Textnachweise	154

ICH
bin der Umweg
auf dem Wege
zu mir

Schreiben
ist Angst
vor unbewusstem Plagiat
des Denkens
in den Spurrillen
des längst Gedachten

Schreiben
ist ein Balanceakt
zwischen Selbstanspruch
und Selbstzensur
im Versteckspiel
mit sich selbst

Rückblicke

Hungerträume

Konditor
wollte ich noch werden
als ich in Hungerträumen
von Wildgemüsen spann
die mir ein dünnes Heft
in Kindertagen offenbarte
Die Gier des Gaumens
die die Phantasie beherrschte
bestimmte auch das Tempo
meiner Kiefer, wenn's darum ging
den eignen Anteil schnell zu sichern
Und manches irgendwo
geschnorrte Butterbrot lag
später unterm Bett und wartete
hervorgeholt zu werden
im Schutz der Nacht, wenn nur
die Maus um einen Anteil warb,
der sie jedoch das Leben kostete.
Erst heute, wenn die Gerechtigkeit
des vollen Magens Platz für
Schuldgefühle lässt, bin ich bereit,
den Käse aus dem wohlgefüllten
Kühlschrank selbst
zu teilen mit den Mäusen nebenan
im Schuppen. Doch hat
dies Opfer nicht den Bauch
verhindert, der begründet ist
in einer Zeit, als Kalorien zählen nur
ein Teil des Überlebenwollens war.

aufrecht, wie ich hoffe

Mein Haus versinkt
von Tag zu Tag ein Stück
mit ihm die Landschaft
deren Teil es ist
seit hundervierzig Jahren
Mein Haus versinkt
im Schatten der Kastanie
gleich hinter dem Kanal, auf dem
die Schiffe fahren über mir
und über einem Abgrund
der dies Haus bedroht,
mein Haus, das hinter
einem Deich aus Stahl
geschützt ist, bis tief unter mir
die Arbeit mich zehn Meter oder
mehr dem Mittelpunkt der Erde
näherbringt und auch mein Haus
geschüttelt Tag und Nacht
Bis es vielleicht davon treibt
eines Tages nach dem Bruch
des Damms. Doch aufrecht
wie ich hoffe, während ich
im Wipfel der Kastanie
überlebe.

Lachen in Auschwitz

Lachende Kinder in Auschwitz
heute. Kinder weit entfernt
von jenem Grinsen
pflichtbewusster Henker
Kinderlachen, unerträglich
hier, wo Kinder starben, die
der Zufall auf der falschen
Seite fand. Lachen
das den Zweifel stärkt
welcher Seite ich das Glück
des Überlebens danke.
»Es waren die Faschisten«,
sagte jener alte Mann, der
Bruder hier und Sohn verlor
Doch fühlte ich mich nicht erlöst.
An das Inferno dachte ich
das wieder in Raketensilos lauert
und auch an Hakenkreuze
an die Wand gesprüht
in meiner Stadt



Der Gedichtband »dziura w świetle« (»Loch im Licht«) mit Zeichnungen von Alf Welski (1922-2007) erschien zweisprachig (Polnisch-Deutsch) 1987 im staatlichen Verlag KAW (Krakau).

Chansons

Geschrieben für musikalisch-literarische Kleinkunstprogramme der in Dortmund lebenden ungarischen Kabarettistin und Schauspielerin Kriszti Kiss (Foto)



Foto: Stefan Milk.

Ich bin der linke Schuh

Die Paare sehen aus wie Zwillingsschwestern
derselbe Bauch, dieselbe Leere im Gesicht
das Morgen wird so farblos wie das Gestern
beim Abendessen denkt man ans Gewicht

Das Meer ist blau, so blau wie eine Rose
der Himmel lacht, was soll er sonst auch tun?
der Zweifel wächst, er grinst Dir aus der Hose
denn Du bist jung und gegen mich immun

Refrain:

Ich bin der linke Schuh zu dem kein rechter passt
ich bin die blinde Kuh, die stets den Zug verpasst
Auch wenn mein T-Shirt ein »Please love me!« trägt
so hat mich schon lange kein Kerl mehr bewegt
Auch wenn mein T-Shirt ein »Please love me!« trägt
so hab' ich mich längst zu den Akten gelegt

Ich liebte Nächte wie Campari-Bitter
und Deine pralle Lust in meinem Mund
In jedem Manne suchte ich den Zwitter
zur Hälfte Lamm, zur Hälfte Höllenhund

Ein »Falsch verbunden« klagt aus Deiner Leitung
der letzte Blütenraum vergeht im Frost
was morgen ist, stand gestern in der Zeitung
mein teures Make-up verhüllt den Rost

Refrain: Ich bin der linke Schuh

Musik: Holger Clausen

Sex mit dem Ex

Die Decke rutscht vom Bett, die Füße frieren
und Deine Wärme, sie erreicht mich nicht
Ich möchte mich auf Dich gern konzentrieren
doch funktioniert das leider wieder nicht

Wir sollten bald mal die Matratze tauschen
die harte Feder schmerzt in meinem Kreuz
Ich muss auf Deinen schnellen Atem lauschen
Du liebst mich einer-, ich Dich andererseits

Wo neue Liebe sich in alten Betten
vergeblich durch das Sexregister quält
da kann nur noch Gedankenflucht mich retten
weil alles fast, nein wirklich alles fehlt

Wir sind zu Zweit, und doch ist da noch einer
der mitmischt, wenn mein müder Pulsschlag steigt
ein mieser Kerl, ein wirklich hundsgemeiner
der es mit mir in meinem Kopf noch treibt

Refrain:
Ich denke noch immer
und es wird immer schlimmer
es sitzt in den Genen
und kocht in den Venen
Ich brenne, vibriere
tief unter der Haut
wenn ich mich verliere
frivol und versaut
von Scham keinen Schimmer
ich denke noch immer
an Sex, SEX, SEX
mit dem Ex

Die Liebewiese Deiner ersten Ehe
hat nie geblüht, bevor sie kahl gemäht
Nun liege ich hier rum und ich verstehe
dass Deine Leidenschaft auf Stelzen geht

Ich denk dabei, wenn ich den Apfel esse
und Du in meine Dauerwelle schwitzt
dass ich die Bankauszüge nicht vergesse
und ob mein Herbstkostüm noch sitzt

Filmreif fast hast Du den Abend inszeniert
Im Krimsekt schmeckte ich das Schwarze Meer
Und die Austern hab' ich leider nicht gespürt
ein Ingmar Bergman wird aus Dir nicht mehr

Du fragst mich, ob es Lust ist, was mich schüttelt
Ich seh die Boxershorts auf Deinen Knien
Nein, das Erinnern hat mich wachgeschüttelt
DU tust Dein Bestes; ICH möchte mich verziehn ...

Musik: Holger Clausen

Es fraut mich

Die Phantasie schlägt wilde Purzelbäume
doch auf der Straße küsst mich nur der Wind
Die Zeit geht hin und was ich jetzt versäume
hängt bald als »hättste doch« in meinem Spind

Ich suche immer, immer wieder
den starken Arm, doch niemand traut sich
Ich spüre oft das Klopfen unterm Mieder
doch nie schlägt's zwölf, verdammt, nichts fraut mich

Er stand im Supermarkte – leicht verfettet
und starrte auf's Gemüse-Sortiment
Ich hätte meinen Kopf darauf verwettet
dass er nicht ein Stück Grün beim Namen nennt

Ich lande immer, immer wieder
bei solchen Typen. Ach, es graut mich
Es macht mich an und macht mich nieder
Der Frust sitzt tief, und doch: es fraut mich

Ich sah ihm zu. Er war wohl Mitte fünfzig
Sein Mantel war bestimmt mal elegant
Warum nur schlug mein Herz so unvernünftig
an so was hatte ich mich oft verbrannt

Ich fliege immer, immer wieder
auf solche Männer, ach, es graut mich
Was zieht mich an? Was macht mich nieder?
Ich hab dafür kein Wort, vielleicht – es fraut mich?

Nun stand er da und wühlte in den Taschen
Ein leerer Blick nur hatte mich gestreift
Dann ging er rüber zu den Whisky-Flaschen:
drei Meter Schottland, eichenholzgereift

Ich blicke immer, immer wieder
in meinen Spiegel; ach, es graut mich
ein Tag-Gespenst drückt meine Stimmung nieder
Was soll's? Ich bin's! Und also fraut's mich

Dann standen wir uns plötzlich gegenüber
Ich las auf seiner Stirn: »verwendbar bis«
Doch irgend etwas warnte: Nicht schon wieder!
Und meine Lippen formten sich zum »tschüß«

Ich fliege immer, immer wieder
auf die Versager. Ach, es staut sich
im falschen Leben, blass und bieder
Doch jetzt ist Schluss, Ihr Herrn: Es fraut mich!

Musik: Otto Beatus

Ich bin siebzehn, fünfzig, hundert
Ich hab' meinen Mann geschlachtet
und ihn kunstgerecht zerteilt
wer mich jetzt dafür verachtet
handelt etwas übereilt

Ja, ich hab' den Kerl gemeuchelt
der sich so nach mir verzehrt
Reue wär' doch wohl geheuchelt
denn kein Hund hat ihn entbehrt

Jeden Abend eine Leiche
und im Beifall Amnesie
Ob im Fahrstuhl, ob im Teiche
Mord ist reinste Therapie

Refrain:
Ich bin siebzehn, fünfzig, hundert
Engel oder Nachtdämon
und wenn Sie das jetzt noch wundert
schmeißt Sie Julia vom Balkon

Ich bin Feuer, ich bin Asche
und der Wind trägt mich hinaus
wenn ich schon die Träume hasche
wart' ich noch auf den Applaus

Ach, wie viel IKEA-Betten
habe ich im Sturm erprobt
und es hab'n nicht nur die netten
Kerle meine Kür gelobt

Ganz Paris ist nur Matratze
und mein Hintern stadtbekannt
manche einflussreiche Glatze
hat sich hier sein Teil verbrannt

femme fatale und Kurtisane
mal vulgär und mal diskret
Ist die Rolle erste Sahne
bleibt die Bestie auf Diät

Refrain:

Ich bin siebzehn, fünfzig, hundert ...

Ich hab' meinen Kopf verloren
und nun liegt er da im Staub
oben ohne soll ich schmoren
in der Hölle mit Verlaub

O Sie verstehen meine Trauer
mit dem Windhauch unterm Kinn
Doch ich bin nur etwas sauer
dass ich aus dem Spiele bin

Jetzt geht's ab in die Kantine
wo Kaffee den Kopf noch braucht
und ich schiebe 'ne Praline
dorthin, wo ich ausgehaucht

Refrain:

Ich bin siebzehn, fünfzig, hundert ...

Komm, zieh dich aus!

Ich fand Dich nett samt deiner Segelohren
im Hundepark zu jeder Jahreszeit
dann ging uns plötzlich die Distanz verloren
und auch der Reiz der Unerreichbarkeit

Dein kleiner Hund hat wedelnd mich umworben
ein Regenguss trieb uns zum Eichenstamm
Als mir der Sturm dann die Frisur verdorben
traf meine Stirn Dein Lippen-Telegramm

Ich kann das Glück nicht aus dem Walde locken
und doch versuch ich's immer wieder mal
Für Dich will ich mein letztes Hemd verzocken
komm zieh Dich aus, denn heut' ist Damenwahl

Ein Dackelblick war eine böse Falle
und auch Dein Charme, knapp eine Leine lang
Dass ich mich schutzlos so in Dich verknalle
war schon absurd bei Deinem Bauchumfang

Wir liebten uns drei Jahre nur zur Probe
und fanden keinen Weg in ein Danach
Was nützt es, wenn ich Deine Treue lobe?
Es war doch nie ein Feuer unterm Dach

Ich kann das Glück nicht aus dem Walde locken
und doch versuch ich's immer wieder mal
für Dich wollt' ich das letzte Hemd verzocken
komm, zieh dich an, küss den Laternenpfahl

Mich stört im Bad Dein Handtuch neben meinem
und Deine Anti-aging-Batterie
Mich nerven Deine grün behaarten Beine
und Deine Elvis-Presley-Nostalgie

Das war's dann wohl, ich werde Dich vermissen!
Wer schläft statt Deiner nun im Fernsehstuhl?
Wer wird des Whiskys blaue Fahne hissen
und wäscht die Socken nachts im Swimmingpool?

Ich kann das Glück nicht aus dem Walde locken
und doch versuch ich's immer wieder mal
Für Dich wollt' ich mein letztes Hemd verzocken
Pack Deinen Kram, hier ist kein Wartesaal

Die Zeit ist um,
vorbei ist das Turnier
doch dass Du's weißt:
Der Hund bleibt hier

Musik: Norbert Neukamp

Mein Bauch gehört Dir

Du bist mein Bauch, mein Bauch bist Du,
die Lust, die meine Zunge schmeckt
Des Nachts da deckt mein Bauch Dich zu
am Tage bleibt sein Charme versteckt

Mein Bauch gefällt im Narrenkleid
auch Männern, die auf Taille steh'n
Doch dann, im Licht der Wirklichkeit
seh ich sie schnell vorübergehn

Du bist Dein Bauch, Dein Bauch bist Du
darunter trägst du Mannesstolz
Du siehst ihn nicht, ich ab und zu
den kleinen Mann im Unterholz

Du sagst, die Wölbung, die mich schmückt
und die Du liebevoll umfasst
hat Dich von Anfang an entzückt
und dass Du die Skelette hasst

Ich spür, dass Dir mein Bauch gehört
Doch gibt's da etwas, das mich stört
Ja, auf den Bauch der Nachbarin
da schaust Du allzu häufig hin

Hier lieg ich, nackt und ungeschützt
mein rundes Bäuchlein lacht mich an
Ich seh, dass Du schon vorher schwitzt
Komm, lass es sein, fang nicht erst an!

Die Frauenwerkstatt lud mich ein
Wer weiß, wer mir das eingebrockt
zum Bauchtanzkurs ins Jugendheim
das hat mich wahrlich nicht verlockt

Wenn ich den Hüftenschwung riskier
Tu ich's für Dich ganz entre nous
doch wenn ich mal den Halt verlier
schaust Du nur ganz gelangweilt zu

Du weißt, dass Dir mein Bauch gehört
Doch gibt es etwas, das mich stört
denn auf den Bauch der Nachbarin
da schaut Du allzu häufig hin

Die weißen Haare auf der Brust
hältst Du für sexy? Dreimal NEIN!
Das ist wie Schneefall im August
Auf diesen Pelz fall ich nicht rein

Ach auf den letzten Schmetterling
der matt in meinem Bauch verblieb
Geb ich längst keinen Pfifferling
Ich hab' mich nur noch selber lieb

Ich höre auf mein Bauchgefühl
Es sagt mir: Deine Zeit ist um, ja um
Beenden wir das Trauerspiel
Mein Bauch ist schön und Du bist dumm!

Du weißt, dass Mir mein Bauch gehört
weil mich längst alles an Dir stört
Schau auf den Bauch der Nachbarin
und dann auf Dich! Schau dreimal hin!!!

Herzstiche

Du hast mich tief ins Herz gestochen
mit spitzer Feder Wort um Wort
Ich bin Dir auf den Leim gekrochen
Ja, Liebe war's, für Dich nur Sport

Dein Date mit dieser Imbiss-Schlampe
das hat Dir Mistkerl wohl zu gut geschmeckt
Das Ketchup-Herz auf Deiner Wampe
hab' ich noch heute früh im Bad entdeckt

Die Nacht mit Metzgers Witwe Anke
fand ich in unserm Kühlschrank demonstriert
Ich sagte für den Schinken sogar danke
und hätte Dich doch lieber frikassiert

Dein Blick hat mich ins Herz getroffen
Die Liebe blieb ein kalter Ort
Du hast den Himmel mir versprochen
Was blieb, das weht der Nachtwind fort

Das Küchenbiest vom »Goldnen Hirschen«
hat Dir wohl was in das Soufflé gemischt
Was blieb mir denn als Zähneknirschen
als Du's mir noch zum Frühstück aufgetischt

Die Barfrau aus der Markt-Kaschemme
mit der Du nachts auf ihre Couch gehüpft
die brachte wohl Dein Ego in die Klemme
so dass Du morgens in mein Bett geschlüpft

Ich habe in Dein Herz gestochen
Erst starb die Hoffnung, dann starbst Du

und auch der Hass bis auf die Knochen
Vorbei! Es reicht! Den Deckel zu!

Musik: Otto Beatus

Die deutsche Art

Mein Arzt vertritt die deutsche Art
mit Stethoskop und Spritze
Damit man den Respekt bewahrt
versteht er keine Witze

Mein Arzt hat einen Euro-Blick
streng überm Rand der Brille
Und meist – zu des Patienten Glück
gibt's irgendeine Pille

Die Pille spricht perfekt Latein
das schafft fürwahr Vertrauen
Doch leider Gott's vermag kein Schwein
da wirklich reinzuschauen

Der Arzt, bei dem ich heute war
wollt' sich darauf beschränken
ein Dutzend Nadeln unsichtbar
ins Ohr mir zu versenken

Nun scheint es, dass das wehe Kreuz
höchst wundersam genesen
Doch schmerzt im Ohr nun andererseits
die Heilkunst der Chinesen

Ein Hallo vom Bahnhofsklo

Schau'n Sie ruhig her, ich bin doch kein Phantom
und die Brillanten hier sind echtes Glas
Ich lege Wert zwar auf den guten Ton
doch kommt, wer muss und nicht nur, wer mir passt

Nicht lang ist's her, da saß ich mitten drin
und pflegte Flirt und Smalltalk am Büfett
die Haute Couture gab meinem Leben Sinn
Ein Trinkgeld? Gern! Dafür ist's nie zu spät!

Ich bin jetzt Frau für das, was letztlich bleibt
vom Schampus und dem schwarzen Kaviar
was die Gesellschaft in die Hocke treibt
mit all dem Rest von dem, was teuer war

Verduftet alles, was ich mir erträumte
im Bahnhofsklo in Essen-Kupferdreh
Was ich im Leben tausendfach versäumte
hier find ich's nicht mehr zwischen H. und D.

Weg ist das Haus, das Geld und weg bist Du
Na ja, es geht mir gut, ich bin okay
Nun machen Sie die Türe richtig zu!
Und wenn Sie geh'n, dann komm ich mit dem Spray

Ich sitze hier und zähle meine Rollen
auf dieser Bühne führe ich Regie
Wenn Sie hier Ihr Vermächtnis lassen wollen
den Euro Eintritt zahlen hier auch Sie!

Ob's stimmt, dass ich jetzt kluge Bücher schreibe
Klar, ich studiere hier nur das Milieu
Was denken Sie denn, was ich sonst hier treibe?
He, Vorsicht, Sie verliern Ihr Portemonnaie!

Der Bankdirektor kommt wohl wegen mir
mit einem Lächeln und 'nem kleinen Schein
des Freitags immer zwischen drei und vier
zu einer Sitzung ganz mit sich allein

Gesichter kommen und Figuren weichen
sie sind nur Schatten im Vorübergehn
Ich würd' so gern Brad Pitt das Handtuch reichen
Den Filmvorführer hab' ich schon gesehn

Dies ist ein Ort für drängende Gefühle
hier fühlen Sie sich schnell erfrischt und leicht
Die große Welt bleibt draußen vor der Türe
Nein, ER und SIE und manchmal ich, das reicht

Wir feiern hier kein Freudenfest der Sinne
auch wenn's hier fröhlich donnert, pfeift und tönt
Und durch das muntre Rauschen in der Rinne
da hören Sie Herrn Schmittmann, der da stöhnt

Ich lad' Sie ein, wenn Sie Entspannung suchen
die Welt durch meine Brillen hier zu sehn
Wenn Sie danach dies Narrenschiff verfluchen
dann wissen Sie ja, wo die Schnäpse stehn

Nein, meine Träume helfen mir nicht weiter
und Illusionen tun am Ende weh
Die nächste Stufe der Karriereleiter -
das wär vielleicht – im Hilton das WC

Ich fand unterm Bett

Ich fand unterm Bett alte Träume
ein frühpubertäres Gemisch
Ich hoffe, dass ich nichts versäume
kehr ich das Gemisch untern Tisch

Ich fand unterm Bett wilde Düfte
aus zärtlichen Träumen von Dir
Ein Tagtraum trägt mich in die Lüfte
und Du trägst 'ne Kanne voll Bier

Ich fand unterm Bette die Leichen
von Mona und Britta und Babs
Wie sollte mein Herz dies erweichen?
Ich gab doch der Babs nur 'nen Klaps.

Ich fand unterm Bett ihre Haare
sie war'n all die Jahr' nicht ergraut
Nun bin ich mir nicht mehr im Klaren
wo hab' ich den Rest nur verstaut

Ich fand unterm Bett Partisanen
aus einem vergessenen Krieg
Ich gab ihnen Schnaps und Bananen
nun träumen sie wieder vom Sieg

Refrain:

ich fand unterm Bett keine Muse
ich fand weder Anfang noch Ziel
ich fand keinen Kick in der Bluse
ich fand nichts, und das war schon viel

Ich fand unterm Bett eine Tante
mit der hat' ich nie was am Hut
Sie hat 'ne Million auf der Kante
so blieb sie und zahlt dafür gut

Ich fand unterm Bett die Idole
aus Zeiten, als ich noch behaart
sie standen für Ruhm und für Kohle
die blieben mir leider erspart

Ich fand unterm Bett Frikadellen
mit Zwiebeln und Liebe gemacht
Nun hör' ich die Nachbarin schellen
sie hat an die Liebe gedacht

Ich fand unterm Bett meine Flügel
von Pega-Susanne tranchiert
nun hängt auch ihr Fell überm Bügel
Sie hat ihren Dienst hier quittiert

Refrain:
ich fand unterm Bett keine Muse ...

Der Teufel ist mein Spiegelbild

ICH bin der Mann, von dem Sie immer träumen
wenn kaltes Grau'n an Ihre Kehle greift
Ich bin der Spuk aus finstren Kellerräumen
der Sie auf seine Lustmatratze schleift

Schau'n Sie mich an: Ich hab' den abgrundtiefen
den abgefemten geilen Spiegelblick
Seh'n Sie die Gier aus meinen Augen triefen
dann treten Sie drei Schritte schnell zurück

Refrain:
Der Teufel ist mein Spiegelbild
er sitzt in Deiner Tasche
Was Dir ein Blick auf mich enthüllt
legt Dich in Schutt und Asche

Ich sehe einen Mann mit weißen Haaren
ein aufgedonnertes Museumsstück
Ich sehe diesen Typ' nun schon seit Jahren
Der Spiegel wirft sein Bild auf mich zurück

Schau'n Sie mich an, dann müssen Sie bekennen:
Für mich braucht jede Frau 'nen Waffenschein
Und möchten Sie in meinen Armen brennen
dann laden Sie mich doch zum Grillen ein

Ich gebe Ihnen Brief und Siegel
und meine Website: www.eulenspiegel

Refrain
Der Teufel ist mein Spiegelbild ...

's erste Bild, das diese Welt mir schenkte
war Ich, verschrumpelt, zahnlos, alt

ein roter Wurm, der sich den Hals verrenkte
nun bin ich hier und denk', ich steh im Wald

Seit diesem ersten nackten Augen-Blicke
ins Brillenglas der Tausend-Hände-Frau
schnapp jeden Spiegel ich, schlag ihn in Stücke
ist mein Gesicht für mich der Mega-Gau

Ich gebe Ihnen Brief und Siegel
und meine Website: www.eulenspiegel

Refrain
Der Teufel ist mein Spiegelbild ...

Aus dem Kosmos poetischer Augenblicke

zum Fürchten

Herbstlich nebelt dieser Morgen
und dem Herbst graut vor mir
seine Schritte sind verborgen
in den Farben vor der Tür

Nass sind meine Autoscheiben
und die Straße ruht sich aus
Keine Zeit mehr zu vertreiben
doch die Uhr treibt mich hinaus

Eine Frist ist mir gegeben
bis der Wurm den Maulwurf küsst
Zwischen diesen Zwischenleben
hab' ich nie den Zorn vermisst

Furchterregende Gespenster
hat die Nacht mir nicht gegönnt
und den Blick aus meinem Fenster
habe ich doch glatt verpennt

Herbst

Die Dämmerung
hat längst den Heimweg eingeholt
verlassen jetzt
das Kurcafé
die Stühle hochgestellt wie
auch dein Kragen
Du fröstelst hier
im Licht der grellen Leuchtreklamen
vor denen nackte Zweige tanzen

Der Herbststurm lässt
die Bäume reden
Mit raum-ergreifender Gebärde
streckt eine Lärche
krakengleich
Dir ihre Arme weit entgegen
Schon nah dem Ziel
das Pflegeleicht des
Immergrüns

Trostloser Trost
ein ewig Leben das
nur der Ewigkeit
des Staubes frönt

Horizont

Ich habe meinen Horizont betreten
und lasse mich vom Sonnenwind verwehn
Ich nehme mir die Freiheit des Poeten
und lass die Worte ihre eignen Wege gehn

schwarz auf weiß

Ich habe die Welt
mit Füßen getreten
sie mit dem Versfuß
malträtirt
ein Lächeln manchmal
in den Staub gekratzt
und immer wieder
HIER
gerufen
ungefragt
schwarz auf weiß

ein Bündel Licht

am Fuß des Regenbogens
sitzen die Tropfen
aus den Haaren schütteln
ein Bündel Licht
in meinen Händen tasten
ein Rot ergreifen
und an morgen
mich erinnern

angekommen

zurück
aus der Leichtigkeit
des Denkbaren

abgestürzt
von der Schaukel
williger Worte

angekommen
in der Hoffnungslosigkeit
der Vernunft

am 7. Tag

Am 7. Tag bat Gott um Ruhe
das wär dann heute, bitte sehr
ich packe meine Wanderschuhe
und freue mich aufs Mittelmeer

Doch hinter mir steht meine Muse
und lächelnd fragt sie mich: »Wohin?«
Sie trägt heut ihre schönste Bluse
und weiß, dass ich verführbar bin

Die Schuhe wetzen ihre Sohlen
Der Dichter steigt ins Internet
Die Ruhe soll der Teufel holen
Der siebte Tag versagt komplett

Rückblick nach vorn

Selbstverloren rückgesichtet
manchen Drink dabei vernichtet
turmhoch Frust um Frust geschichtet
meinen Blackout neu belichtet

auf den Traum vom Glanz verzichtet
einen halben Mond belichtet
Dann den Blick nach vorn gerichtet
und die Ziele neu gewichtet

Das Kaffeehaus lebt ...

*»Das Café ist das Wartezimmer der Poesie«
Hermann Kesten (1900-1996)*

Budapester Kaffeehaus-Tagebuch (1)

Zwölf Grad Celsius.
Der menschliche Körper besteht zu siebzig Prozent aus Wasser. Behauptet die Wissenschaft.
Mein Körper demonstriert dies überzeugend. Er verflüssigt sich dramatisch.
Ich stehe vor dem »Café Central« und fühle Blei in den Füßen.
Drei Schritte nur bis zur rettenden Kaffeehaustür.
Drei Schritte. Drei Schritte stellen die Geografie auf den Kopf.
Ich bewege mich in drei Schrittlängen vom Äquator zum Polarkreis. Air Condition!
Der Kälteschock lähmt augenblicklich.
Hier scheint man es darauf anzulegen, die Gäste einzufrieren, bevor sie zur Konkurrenz entkommen.
Oder sie der benachbarten Klinik auszuliefern. Gegen angemessene Provision natürlich.
Die spärlich besetzten Tische bestärken sowohl diesen als auch jenen Verdacht.
Die Ober präsentieren sich in deutlicher Überzahl. Korrektes Schwarz-weiß, Hohlkreuz.
Perfekter Service. Fast. Der lebensrettende ungarische Hirtenpelz ist nicht im Angebot. Dafür ist der Espresso stark, heiß, schweißtreibend. Fröstelnd stürze ich das schwarze Konzentrat hinunter, verbrühe mir den Gaumen und kühle ihn mit der rituellen Wasserbeigabe. Aha, – dafür also das Wasser ... Es reicht!

»Fizetni« – Zahlen bitte!

Der Kellner ist schnell, sein Lächeln verzeihend. Das Leitungswasser erscheint nicht auf der Rechnung.

Ich gebe ein gutes Trinkgeld: »Für die Heizung!«

Der Kellner verschwindet hinter einem maskenhaften Lächeln. Dezente Stimme. Gepflegtes Deutsch:

»Wir hoffen, Sie haben sich bei uns wohlfühlt!«

Seine Verbeugung erinnert mich an olympisches Bodenturnen.

Ich habe überlebt. Vor der Tür erschlägt mich die Hitzekeule.

In Sichtweite eine Apotheke. Eine gute Nachricht: Grippe-mittel sind hier äußerst preiswert.

Ich studiere die Packung: Paracetamol, Vitamin C und Ephedrin für gut gelaunte Bettruhe.

Ich habe dazugelernt.

Budapester Kaffeehaus-Tagebuch (2)

Zuvor ein Umweg durch die Vaci utca. Der Vergesslichkeit Tribut gezahlt, Kugelschreiber gekauft. Die Mine ist in ein Buda-Panorama gewickelt. Davor ein Donaudampfer.

Es wird dauern, bis der Preis amortisiert ist.

Café Central, elf Uhr vormittags.

Der Kälteschock trifft mich nicht mehr unvorbereitet.

Die Bank, die ich schon meinen Stammplatz nenne, ist frei.

Ich breite mich aus und beschließe, mich wohlfühlen.

Aus meiner Tasche aktiviere ich das entscheidende, das lebensrettende Requisite: meinen dunkelgrauen Pullover, XXL, siebzig Prozent Baumwolle. Saugfähig.

Sechs Kellner bewegen sich durch den Raum.

Wenn mir doch der Frühstücksverzicht auf die Stirn geschrieben wäre. Ich habe Hunger!

Sechs Kellner übersehen mich. Trotz XXL. – Oder – wegen ...?

Offenbar genießt der Nachbartisch Vorrechte.

Sechs Personen, vertrauter Ton. Stammgäste vermutlich.

Die Umsatzquote zeugt Privilegien.

Hier wurde offenbar oft gezeugt.

Mit jedem Gast verschmilzt ein Kellner. Ausdauernd.

Es scheint eine besondere Art von Liebe im Spiel zu sein.

Im Geduldsspiel.

Die Teilnehmer: Drei Damen in den sehr fortgeschrittenen Zwanzigern und vier breit gescheitelte Herren der Mercedes-Diesel-Klasse. Ihre Entscheidungsschwäche kostet meine Lebenszeit.

Ich denke schon über einen Ortswechsel nach, da erscheinen aus dem Nichts zwei Damen und schenken mir Aufmerksamkeit. Weiße Schürzen deuten auf berufliches Interesse.

Ihr Lächeln ist dennoch bemerkenswert, obwohl ich sicher bin, dass sie es auch mit zur Toilette nehmen. Und zurück. Unversehrt.

»Schwarzwälder Kirschtorte!«

Ich zelebriere mein karges Ungarisch: »Feketeerdő torta!« Was für ein Klangstakkato entfesselt eine schlichte Schwarzwälder Kirschtorte in dieser Sprache.

Eigentlich habe ich sie nie besonders gemocht, diese langweilige süße Sahnesünde.

Aber so geht sie mir auf eine neue Art über die Zunge.

Die Damen nicken sich zu, notieren synchron und geben wieder den Blick frei auf das Interieur, in dem sich erzählenswerte Geschichte spiegelt. Doch die Kaffeehaus-Literaten, die hier einst zum Inventar gehörten, sitzen längst zu Hause vor ihren Computern.

Geblieden ist ein Stück Faszination, in das ich mich hinzuschmecken versuche.

Ich krame Notizheft und Kugelschreiber aus meiner Umhängetasche.

Am Nachbartisch verstummt das Gespräch. Auffällig unauffälliges Interesse gilt meinem Schreibgerät.

Einer der Herren sucht Blickkontakt, prostet mir ein kumpelhaftes »egészségere« herüber. »Auf Ihr Wohl!«

Ich simuliere ein Glas in der rechten Hand: »Sorry, ich spreche kein Ungarisch!«

»Deutsch?« Er legt ein weltmännisches Lächeln auf.

»Prost!« Ich zucke die Achseln und grinse zurück.

Das Gespräch am Nachbartisch kommt wieder in Gang. Als ich das Notizheft zur Seite lege, entdecke ich auf der Bank rechts neben mir eine liegengebliebene »Süddeutsche«. Aktualität von gestern. Ich grabe das Feuilleton heraus.

Theaterschließungen, Intendantenwechsel, Arbeitslosenstatistik der Kulturberufe.

Es berührt mich doch noch. Vor allem hier, wo mehr als 30 Theater jeden Abend ausverkauft sind. Es berührt

mich sogar sehr! Und es macht mich zornig. Auch der Hunger. Die Torte. WO bleibt meine Torte?
Vielleicht hätte ich doch auf Deutsch bestellen sollen?
Oder zum Büfett gehen und auf meine Zeichensprache vertrauen. Verdammte Eitelkeit.
Über das wortreiche Sommerloch hinweg beobachte ich den Nachbartisch.
Die Herren, witzig rivalisierend, übertönen sich gegenseitig. Die Damen nippen Eiskaffee.
Mir direkt gegenüber ein Herr mit reicher Biografie in den Gesichtsfalten.
Er hat seine Brille auf die Stirn geschoben und schaut nach links auf das Dekolleté seiner Nachbarin. Faszinierend! Nicht unbedingt das Dekolleté. Aber dieser Blick. Ein Blick mit nahezu dramatischer Entwicklung. Während das rechte Auge – sozusagen in Normalstellung – geradeaus blickt, bohrt sich das linke buchstäblich in den gebräunten Ausschnitt der Dame. Es weitet sich, weitet sich, weitet sich ... Beängstigend. Nur mühsam scheinen die Bänder den Augapfel daran zu hindern, hinüber zu springen. Nie zuvor habe ich eine vergleichbare Elastizität eines menschlichen Auges erlebt.
Plötzlich scheint das rechte Auge mein bewunderndes Erschrecken zu bemerken und – befiehlt seinem linken Bruder den Rückzug. Zwei Augen lächeln mich an. Es wird viel gelächelt in diesem Hause.
Das nächste Lächeln ist mir fast vertraut. Die Bedienung trägt es erneut an meinen Tisch. Mit leeren Händen.
»Wir haben leider keine schwarze Waldtorte mehr«, sagt eine melodische Altstimme in fast akzentfreiem Deutsch.
»Vielleicht – ein Stück Dobos-Torte? Das ist särr ungarisch.«
Das routinierte Lächeln macht mich plötzlich aggressiv. Ich stehe wortlos auf, lasse die Kellnerin stehen und gehe zur Toilette. Vor dem Spiegel versuche ich ein Grinsen. Es steht mir nicht.

Dortmunder Kaffeehaus-Notizen

Ich gehe durch die Stadt.

Von irgendwoher springt mich Inspiration an.

Ich habe eine Idee und möchte sie niederschreiben.

Ich stürze ins nächste Café. Vertraut. Ich finde sofort einen Tisch und zücke den stets einsatzbereiten Kugelschreiber. Und dann – kein Papier. Ich stelle die Umhängetasche auf den Kopf.

Nichts! Nicht die Karteikarten, die normalerweise zu meiner Grundausstattung gehören. Kein zwischen Einkaufsbeuteln zerknüllter Schriftwechsel, dessen Rückseiten sich notfalls für Notizen anböten.

Aha – das Portemonnaie gibt Einkaufsquittungen preis. Zettel mit blendend weißer Rückseite.

Aber HALT. Es sind Belege, die vielleicht das Räuberauge eines Finanzbeamten bei der Prüfung der nächsten Steuererklärung überzeugen.

Nicht einmal ein unschuldiger Zeitungsrand ist verfügbar; denn zum Zeitungslesen gehe ich samstags ins Kaffeehaus. Und nun sitze ich hier und schaue mich nach der Bedienung um in der Hoffnung, dass sie sich erweichen lässt, mir zwei oder drei Blätter von ihrem Bestellblock zu überlassen. Auch wenn sich das auf die Höhe des Trinkgeldes auswirken wird.

Sie aber – blond und kurzberockt – kommt vorbeigeschwebt und schleudert mit routiniert eleganter Geste eine Speisekarte auf meinen Tisch. Dann schwenkt ihr Blick sofort zu neuen Zielen.

Für mich bleibt sie unansprechbar.

Und ich sitze vor dem klebrigen Kuchenteller und einer Kaffeelache auf dem runden Kaffehaustisch. Sitze hier und versuche, mich an flüchtigen Gedanken festzuklammern, bevor sie in der Flut der neuen Bilder ertrinken.

»Wollen Sie nicht bestellen?«

Da ich nicht reagiere, schwebt sie weiter.

Wo soll ich die Speisekarte auflegen? In die Kaffee-Pfütze?
Ich schwenke meine Knie nach links, winkle das rechte an
und lege die Speisekarte auf.
Neue Wörter, neue Assoziationen. Halb zwölf!
Nur mit Mühe schramme ich an der Schnitzelkarte vor-
bei, obwohl die Wortschöpfungen des Hauskochs die Tür
zu neuen Assoziationsfeldern aufstoßen: Schnitzel Cap-
rese, Spinatbrüstchen.
Ich bestelle Kaffee und Apfelkuchen.
»Mit Sahne?«
»Ja, bitte!«
Ich weiß natürlich, dass meine Taille die Sahne verbietet.
Aber mein Auge fordert sie.
So ein nacktes Stück Apfelkuchen auf dem Teller ist schon
Selbstverleugnung genug.
Aber mit Sahne und Schokostreuseln gewinnt der Ver-
zicht Poesie.

H-Intercity

Seit Stunden sitzt er neben mir
schaut vor sich hin auf das Papier
Die Frau an seiner Seite schweigt
sich ab und zu zum Fenster neigt
Er starrt auf sein Sudoku-Spiel
Der Kugelschreiber schreibt nicht viel
Sie schweigt, auch wenn der Schaffner fragt
und er an seinem Schreiber nagt
Der Schaffner lässt die Zange sehn
Sie lässt die Daumen um sich drehn
Der Mann zieht nun mit Ach und Krach
zwei Karten aus dem Hemdenfach
und findet plötzlich eine Zahl
doch falsch war wieder mal die Wahl
Die Dame blickt auf seine Schuh
und bindet ihm die Senkel zu
Das Wunder dann: Sie spricht und er
verlässt den Schnellzug schon in Győr

Bronzezeit

Ich weiß nicht, warum ich so an diesem Kaffeehaus hänge?
Café Köhning.
Mit »h« wie hoffnungslos.
Der Service ist arrogant, der Kaffee miserabel.
Ich habe immer ausreichend Nescafé in der Tasche.
Fünf Portionen, auf die Fächer eines Pillendöschens verteilt.
Mein Kaffee-Reparaturset.
Unauffällig einsetzbar.
Betont unauffällig.
Immerhin wird so der Kaffee einigermaßen genießbar.
Das ist der Preis, den ich für die Gewohnheit zahle.
Dieser Tisch, dieser Platz, dieser Ausblick.
Draußen rollt das Leben im Drei-Minuten-Takt.
Das ist die Dauer der Ampelphasen direkt vor der Tür.
Dahinter ein Platz, ein Flohmarkt, ein Kaminski-Denkmal.
Kaminski, lebensgroß, in Bronze.
Fragen Sie mich nicht, wer Kaminski war! Das weiß hier im Kaffeehaus offenbar auch niemand.
Aus diesem Stoff sind Identitätskrisen geschneidert.
Das verlangt Mitgefühl. Und so habe ich Kaminski kurzerhand zum Schutzpatron der Kaffeehausliteraten ernannt.
»Susi, noch einen Kaffee bitte!«
Ich habe mich daran gewöhnt, dass sie mich keines Blickes würdigt und mir wortlos die Kaffeetasse vor die Nase tropft. Doch die Hand, die jetzt den Kaffee zu meinem Tisch balanciert, ist mir unbekannt.
Ich hebe langsam den Kopf und begegne zwei grauen Augen.
Ein Lächeln darunter. Ein Lächeln aus den Tiefen der Arktis.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«, fragt eine unerwartet melodische Stimme.

Ich investiere eine einladende Handbewegung.

Sie setzt sich. Sie, die kühle Vollkommenheit einer Schau-
fensterpuppe.

»Sind Sie neu hier?«

Dumme Frage! Schließlich sehe ich sie heute zum ersten Mal.

Sie antwortet mit dem Hochziehen ihrer Augenbrauen, steht wieder auf und kehrt mit einem Cappuccino zurück.

»Sie sind Stammgast hier!«

Ich nicke und überlege, ob ich den Kaffeeverstärker einsetze. – Ach, nein.

Sie fährt eine lange, spitze Zunge aus und berührt damit das Sahnehäubchen auf ihrem Cappuccino.

»Stammgast!«, wiederholt sie. »Darüber müssen wir reden!«

»Wir? – Über mich?«

Ein Lächeln wirbt um Verständnis. »Nennen Sie mich einfach Barbara! Ich bin, sozusagen, Wirtschaftsprüferin.«

Sie passt nicht gerade in das Bild, das ich von einer Wirtschaftsprüferin habe. Habe ich eins?

»Wollen Sie überprüfen, ob ich meinen Kaffee bezahlen kann?«

Sie übergeht meine Frage und blickt auf einen Notizblock neben ihrer Tasse.

»Sie sind täglich hier? Zwischen zehn und siebzehn Uhr? Für Sie ist dieser Tisch ständig reserviert?«

»Warum fragen Sie, was Sie ohnehin schon wissen?«

Ihr Blick verfolgt Susis Gang durch das Café. »Was ich weiß, was ich weiß, ist, dass Sie ein Problem sind.«

»Das ist ein Hammer! Ich ein Problem?«

Ich, der treueste Gast, mit dem sich dieses drittklassige Kaffeehaus jemals schmücken durfte? Ich, der diese tägliche Beleidigung, die sie ›Kaffee‹ nennen, geduldig hin-
nimmt. – Ziemlich geduldig.

»Das Problem hat eine Hausnummer«, sagt sie. Und ich komme nicht umhin, ihre Sprache zu bewundern.

»Hausnummer?«

»Zweitausendvierzig!« Sie blickt mir kühl in die Augen.

»Euro! Monatlich!«

»Entschuldigen Sie, aber Sie sprechen in Rätseln«, sage ich. »Wollen Sie mir einen Werbevertrag anbieten? Darüber können wir natürlich reden.«

»Sie sind ein Scherzkeks!«

»Nein, ernsthaft! Ich habe selbst schon darüber nachgedacht. Es muss ja nicht erst nach meinem Ableben draußen eine Tafel hängen. Draußen neben der Eingangstür.«

»Tafel?«

»Na klar!« Ich zeichne mit beiden Händen ein großzügiges Rechteck in die Luft. »Eine geschmackvolle Bronzetafel. Etwa mit dem Text: Hier verkehrt der angesehene Schriftsteller usw. usw. Hier entstehen seine schönsten Kurzgeschichten.«

Ich versuche grinsend, ihren Blick zu fixieren.

»Das ist doch wohl das Mindeste, wo ich hier jeden Tag diese Kaffeebrühe ertrage.«

Sie weicht meinem Blick aus. »Eingebildet sind Sie gar nicht, Mr. Hemingway.«

Ich tupfe ein keimfreies Lächeln gegen ihren Spott.

»Und?«

»Ich habe den Nutzen Ihrer Anwesenheit für dieses Café hochgerechnet.«

»Da kommt was zusammen!«, unterbreche ich sie. »Das Café lebt von mir!«

»Irrtum! Sie leben vom Café!«, sagt die Frau, die ich nicht beim Vornamen nennen mag. »Sie kosten dieses Café monatlich über zweitausend Euro!«

Ich blicke über die Dame hinweg, hinüber zum Bronzedenkmal.

Es scheint mir, dass Kaminski lacht, obwohl er mir den Rücken zukehrt.

»In welcher Währung rechnen Sie?«

Sie macht eine ärgerliche Handbewegung.

»Hören Sie zu! Ich habe errechnet, dass jeder Stuhl in diesem Café einen Umsatz von mindestens fünfundzwanzig Euro bringen muss. Täglich!«

Ich schaue mich um. »Zur Zeit bringen gerade mal fünf Stühle Umsatz! Also, was habe ich damit zu tun?«

»Jeder Gast ist ein Wirtschaftsfaktor. Sie auch! Und Sie sitzen hier täglich sechs bis sieben Stunden zur besten Geschäftszeit und trinken drei bis vier Könnchen Kaffee.«

Sie schenkt mir einen Augenaufschlag. »Sie müssen einen beneidenswerten Blutdruck haben. Also, also rechnen wir mal vier Könnchen zu je drei Euro fünfzig. Das machen vierzehn Euro plus Trinkgeld, also, sagen wir, fünfzehn Euro täglich. – Können Sie mir folgen?«

»Reden Sie weiter!«

»Sie belegen hier täglich einen Vierertisch, anstatt sich mit einem der beiden Zweiertische zu begnügen, dahinten in der Ecke.«

»Ich arbeite hier«, widerspreche ich. »Ich brauche Platz – und Licht.«

Sie nickt. »Genau! Sie ziehen aus diesem Café einen wirtschaftlichen Nutzen.«

Sie blickt wieder angestrengt auf ihren Notizzettel.

»Also, dieses Café verfügt über vierzig Plätze. Davon belegen Sie tagtäglich allein zehn Prozent. Ihr Tisch muss also hundert Euro bringen. Minimum. Wenn ich davon Ihren Tagesverzehr von fünfzehn Euro abrechne, dann verliert das Café durch Ihre Anwesenheit mindestens fünfundachtzig Euro täglich.«

Sie schnauft. »Zumal Sie sich erdreisten, hier Ihre mitgebrachten Brötchen zu verzehren.«

Ich grinse und zeige hinüber zum Kuchenbüfett.

»Möchten Sie meine Meinung über dieses Elend hören?«

»Nein danke! Ich komme nicht in Versuchung! Aber ich bin noch nicht fertig. – Also, fünfundachtzig Euro pro

Tag. Knapp gerechnet. Auf sechs Tage umgerechnet macht das fünfhundertzehn Euro mal vier Wochen, das sind zweitausendvierzig Euro. Kapiert?»

»Und was soll ich kapiert haben?»

»Das ist – sehr knapp kalkuliert – der Schaden, den Ihre sogenannte künstlerische Arbeit diesem Kaffeehaus monatlich zufügt. Das entspricht den Kosten für zweieinhalb Arbeitskräfte, die Sie hier mit einem Euro Trinkgeld täglich abspeisen. – Auf's Jahr hochgerechnet ...«

Ich schicke über ihre Schultern hinweg einen flehenden Blick zur Bronzestatue hinüber. »Kaminski hilf!»

Er schickt mir einen Wutanfall.

»Es reicht! Ich bin ein angesehener Kaffeehausliterat! Eine Institution! Ein Werbefaktor«, brülle ich.

Sie lächelt nachsichtig. »Warum so laut? Die anderen Gäste schauen schon zu uns herüber!«

»O.k., o.k. ... Und was wollen Sie mir mit Ihrer sogenannten Kalkulation sagen?«

»... dass sich dieses Café Ihren Besuch nicht mehr leisten kann! Sie treiben es in den Ruin! Es sei denn ...«

»Es sei denn?«

»Sie mieten diesen Tisch, sagen wir – zu einem monatlichen Mietsatz von zweitausend Euro. Das ist sehr entgegenkommend. Dafür können Sie diesen Tisch nutzen, wann immer Sie wollen. Sogar nachts! Sie bekommen natürlich einen Schlüssel.«

»Hm, interessant! Und – könnte ich hier irgendwo schlafen? – Wissen Sie, ich müsste dann nämlich meine Wohnung aufgeben, und ich brauchte ...«

»Ein Schlafplatz ist darin natürlich nicht enthalten«, unterbricht sie mich schroff.

»Und ich brauchte«, beharre ich, »ich brauchte an diesem Tisch einen Wasseranschluss und eine Steckdose!«

»Wasser? Steckdose? Wozu denn das?«

»Für meine Kaffeemaschine!«

»Macht hundertfünfzig zusätzlich. Im Monat. Für Strom und Wasser!«
Ein Sonnenstrahl fällt plötzlich auf meinen Tisch und zieht meinen Blick nach draußen.
Kaminski scheint mir zuzublitzeln.
Ich sitze plötzlich neben mir.
»Sie machen einen guten Job, Frau Wirtschaftsprüferin! Haben Sie weitere Vorschläge?«
Sie nickt. »Die Küche! Sie könnten die Tischmiete – sagen wir mal – halbieren, wenn Sie halbtags der Küche zur Verfügung ständen. Sie können doch sicher Snacks zubereiten und – die Spülmaschine betätigen.«
»Und wann soll ich schreiben?«
»Halbtags! – Halbtags Küche, halbtags schreiben. Bleibt also Zeit genug, an Ihrer Unsterblichkeit zu basteln. Und Ihre Bronzetafel ...«
»Meine Bronzetafel möchten Sie in die Küche hängen! Nicht wahr? Halbtags natürlich. Nein danke!«
Ich lasse eine Handvoll Münzen neben die Kaffeetasse klappern und schiebe den Stuhl zurück. »Ich bin Ihnen sehr dankbar!«
»Sie danken mir? Wofür?«
Ich tauche einen Zeigefinger in meinen kalten Kaffeerest.
»Sie haben mich von dieser Brühe erlöst.«
»Und jetzt?« Sie schaut mir stirnrunzelnd zu, wie ich meinen Mantel von der Garderobe nehme. »Wie haben Sie sich entschieden?«
Ich lasse noch einmal meinen Blick durch das Café wandern.
»Sie haben mich überzeugt! Ich bin ein Wirtschaftsfaktor!«
Sie lächelt schief. »Und das bedeutet?«
»Das bedeutet, dass ich ab heute vielleicht – das Kaffee Kanzler ruiniere oder das Café Zwickmann. Oder ...« Mir schießt ein wahnsinniger Gedanke durch den Kopf. »Können Sie mir Ihre wunderbare Kalkulation auch schriftlich

geben?«

Sie nickt zögernd. »Warum nicht? Was, was wollen Sie denn damit?«

Ich brenne meine Augen in ihren Eispanzer.

»Vielleicht, liebe, verehrte Barbara, kann ich damit die Kaffeehäuser in dieser Stadt überzeugen.«

»Überzeugen? Wovon?«

»Überzeugen, dass es sich für sie lohnt, mir ein monatliches Schutzgeld, nein, sagen wir besser: ein Trostgeld – zu zahlen.«

»Trostgeld?«

Sie springt auf und greift sich in die Haare. »Sie werden doch nicht ...?«

»Warum nicht? Man wird es sich etwas kosten lassen, wenn ich schweren Herzens darauf verzichte, Stammgast zu werden.«

Ein neuer Gast tritt durch die Tür. Hinter ihm weht Gelächter herein.

Kaminski?

Im Juli 2007 trat in Deutschland das Rauchverbot in öffentlichen Räumen in Kraft. Damit wurden auch die Pfeife rauchenden Literaten in ihren Kaffeehäusern heimatlos.

Es hängt mein Hut noch im Café

Schau'n Sie mich an: Ich stehe auf der Straße
mein Stammplatz im Café ist raucherfrei
Wen stört die Pfeife? Es war doch in Maßen
Nun sorgt sich um mein Wohl die Polizei

Vorbei! Das kleine Schild mit meinem Namen
such ich vergebens am vertrauten Ziel
Vorbei der frühe Flirt mit späten Damen
Nun treibt ein Paragraph mich ins Exil

Ach, blauer Dunst nur, Quelle heit'rer Verse
die Dunhill gab der hohen Stirn Profil
Hier hilft kein Flehn und keine Kontroverse
und laute Töne waren nie mein Stil

Schau'n Sie mich an: Man hat mir heut gekündigt
Mein Stammplatz im Kaffeehaus ist passé
Ich hab' nur aus Gewohnheit mich versündigt
doch hängt mein Hut noch immer im Café

Dies war der Ort, wo mich die Muse küsste
und in Gedanken Steffi vom Büfett
Vielleicht, wenn sie von meinen Träumen wüsste
gäb sie mir ein Stück Hoffnung zum Kaffee

Hier bin ich oft bei Sacher schwach geworden
für Käse-Sahne fiel mein letztes Hemd
Auch die Charlotten haben mich umworben
im Paradiese, das mein NEIN nicht kennt

Mein Wohnrecht im Kaffeehaus ist erloschen
Schaun Sie mich an: Es tut noch immer weh
Die letzten großen Phrasen sind gedroschen
nun hängt mein Hut noch einsam im Café

Die Hausfrau'n mit den großen Einkaufstüten
ich seh durchs Fenster sie an meinem Tisch
Ich seh die Gabeln durch die Torten wüten
War das das Paradies? Ich glaub's ja nicht.

Ich suche nach Asyl im Pusztakeller
Der Bier-Pub schwemmt mich vor die Tür
Kein Sternekoch lockt mich mit Muskateller
und auch MacElend ist nicht mein Revier

Ach, schau'n Sie weg! Ich hab die Faxen dicke!
Wer mich nicht will, der tut sich selber weh!
Und ehe ich am Mitgefühl ersticke
hol ich mir jetzt den Hut aus dem Café

und aus der Perspektive der Büfett-Dame Steffi:

Schau'n Sie ihn an

Schau'n Sie ihn an, da steht er auf der Straße
Der alte Sack ist endlich abserviert
Kein Tabakmief mehr foltert meine Nase
kein Spinner, der die Laune mir verdirbt

Vorbei, vorbei, endlich vorbei

Das blöde Schild mit seinem Namen
hab' ich persönlich auf den Müll gebracht
Die alten Schnepfen, die fast täglich kamen
die haben sich nun auch davongemacht

Wie viele Jahre bin ich hier gesprungen
wenn seine Lordschaft einen Finger hob
Die Luft ist rein, der Schnorrer ist verschwunden
der täglich hier an seiner Pfeife sog

Sehn Sie ihn dort den dicken Hals verrenken
Er ist doch irgendwie ein armes Schwein
Ich hätte Lust, ihm einen Kamm zu schenken
und doch einmal ein bisschen nett zu sein

Vorbei, vorbei, vorbei

Er schlug mich platt mit zuckersüßen Worten
und grabschte, was ihm schmeckte, vom Büfett
Am ärgsten trieb er's mit den Sahnetorten
Und seine Wampe hing bis auf die Zeh'n

Er aß und trank und war fast immer pleite
Doch fand der Chef ihn gut für's Renommé
Die Schickeria steht auf solche Leute
und so empfang er gnädig den Kaffee

Schau'n Sie ihn an, er spielt den armen Helden
Daheim wird er vor'm leeren Kühlschrank frier'n
Da hängt er rum und hat nichts mehr zu melden
Wem will Herr Künstler jetzt noch imponiern?

Vorbei, vorbei, vorbei ...

Ich falle ständig über Einkaufstaschen
Den Kaffeeklatsch ertrag ich heut `nur schwer
Ich sage Du zu meiner Cognac-Flasche
Saß in der Ecke dort nicht irgendwer ...?

Ich hab schon mal ein Buch von dem bekommen
So was mit Liebe und total verraucht
Zu Hause hab' ich's mit auf's Klo genommen
Es war von Goethe, und es war gebraucht

Schau'n Sie mich an, Sie dürfen's ruhig erfahren:
Ich hatte einen Alptraum letzte Nacht:
Er kommt zurück mit frisch gekämmten Haaren
und hat mit seiner Pfeife Schluss gemacht

Vorbei, vorbei, vorbei ...

Wenn die Luft brennt ...
oder: Apfelkuchen mit Rosinen ...

Mein Schicksal hat zwei Vornamen.

»Das ist der Rest«, hatte Evelyn gesagt und meinen Koffer vor die Tür gestellt. »Deine Holzwürmer sind schon entsorgt.«

Na ja, meine Sperrmüllkultur war ja nie ihr Ding.

»Das ist der Rest«, hatte Emmi gebrummt und mir ein angebrochenes Päckchen Kaffee neben die Tasse gelegt.

»Damit Du zu Hause was zu meckern hast.«

»Wieso das?«

»Ich mache heute dicht!«, hatte sie gesagt und gar nicht unglücklich ausgesehen. »Aus der Traum vom eigenen Café! Ich bin pleite! Und Du – Du wirst mir nicht fehlen!«

Seit gestern bin ich heimatlos. Heimatlos im Quadrat.

Und das drei Tage vor Weihnachten.

Wetter und Jahreszeit passen zu meiner Stimmung. Schneeregen.

Ich schlage den Mantelkragen hoch.

Frauen!

Die miese kleine Pension, in der mein Koffer steht, halte ich Weihnachten nicht aus. Schlimmer noch, dass Emmi das Handtuch geworfen hat.

Ich laufe ziellos durch die Stadt und zertrete mit jedem Schritt die Wut in mir.

Frauen!

Ein verwittertes Fenster zieht mich an, ein antiquierter Schriftzug.

»Café Nirgendwo« lese ich hinter schmutzigem Glas.

Und plötzlich stehe ich vor einer Kuchentheke, sehe Apfelkuchen mit Rosinen. Und Zimt. Und ich rieche Kaffee.

Und dann stehe ich im Halbdunkel zwischen kleinen runden Tischen und bin merkwürdig angerührt von dieser Mischung aus Art Deco und Gelsenkirchener Barock. In einem Sofaeck drei streitende alte Damen, die Zinken ihrer Kuchengabeln gegeneinander gerichtet. Ich lasse mein inneres Pendel schwingen.

Hier!

Der Stuhl ist etwas wacklig. Ich bin es auch.

»Fräulein, bitte einen Cappuccino! Und hier die Marke. Für meinen Apfelkuchen.«

Die kleine pummelige Schwarze mit der Kaufhausbrille nimmt mir den Bon aus der Hand.

»Hier können Sie nicht sitzen bleiben. Der Tisch ist reserviert!«

»Reserviert?«

»Ja, für Herrn Wolfgang Wilhelm Geismüller. Dies ist sein Stamplatz!«

»Der Schriftsteller? Mein Kollege?«

Sie schaut mich von oben herab an und ich lese in ihrem Gesicht das Wort ›Hochstapler.‹

»Er wird gleich hier sein. Das ist seine Zeit!« Sie blickt auf ihre Armbanduhr. »Also?«

Ich lasse erneut den Raum auf mich wirken.

»Gut, gut! Bringen Sie mir bitte den Cappuccino dort drüben an den Tisch. Dort am Fenster!«

»Bedaure, dort sitzt Herr Duder-Miesenbach!«

»Aber dort sitzt niemand!«

»Noch nicht! Und damit Sie Bescheid wissen: Der Tisch hier nebenan ... das ist Herr Bernstein-Hausen ...! Wolfram Bernstein-Hausen.«

Ich hatte ihn anders in Erinnerung.

»Sagen Sie, arbeiten alle diese Herren etwa hier im Café?« In ihrem Gesicht zuckt es. Ich entdecke eine Art Abscheu in ihren Mundwinkeln.

»Die Herren arbeiten nicht. Sie schöpfen! Und damit Sie endlich Ihren Platz finden ...« Sie zeigt auf den einzigen

quadratischen Tisch im Raum. »Dort, gegenüber dem Spiegel ...«

»Einverstanden!«, unterbreche ich ihren Redefluss. »Ein guter Platz!«

Sie nickt. »Ein guter Platz für Herrn Eginhard von Plautzenfels. Ihm gehört der Spiegel.«

»Gehört?«

»Ja, früher hing da eine Landschaft. Wirklich schön! Schafe auf der Weide.«

Sie seufzt. »Die hat Herr von Plautzenfels entfernen lassen und die Fläche für seinen Spiegel gemietet.«

»Ach ja ... Und dort? Neben dem merkwürdigen Weihnachtsbaum? Ich meine: neben dem Klavier?«

»O.k., o.k. Wenn Sie die Musik nicht stört. Ab fünf spielt hier Herr Pieper-Klauenthal. Der hat mal versucht, mir das Klavierspielen beizubringen, wissen Sie. Netter Mann, nur ein bisschen taub! Darum spielt er auch meistens zu laut. Aber er macht's für drei Kaffee am Nachmittag.«

Ich wechsele den Tisch.

Sie folgt mir, wischt kurz über die Marmorplatte und streichelt liebevoll die Krüppelfichte mit der schlampig drapierten Lichterkette.

»Sozialfall?«, frage ich und deute auf den armseligen Weihnachtsbaum.

»Die Chefin hat ihn wohl aus Mitleid gekauft!«, sagt die junge Frau. »Erinnert mich an die Geschichte vom hässlichen Entchen, das gern ein stolzer Weihnachtsbaum werden wollte.«

»Ging's da nicht um einen Schwan?«

Sie grinst spöttisch. »Für einen Schriftsteller haben Sie bedenklich wenig Phantasie!«

Kann sein, dass ich einen roten Kopf bekomme. Ich wechsele das Thema.

»Sagen Sie, stört das Klavier nicht die Herren Kollegen beim Arbeiten?«

Sie runzelt ärgerlich die Stirn.

»Na gut, dann eben beim Schöpfen, wenn Sie meinen. Aber ich könnte hier nicht schreiben, wenn mir jemand ins Gehirn klimpert.«

Sie schüttelt erstaunt den Kopf. »Habe ich Schreiben gesagt? Die Herren lassen sich hier inspirieren und ...«

»Moment mal! Woher wissen Sie denn, was in den Köpfen meiner Kollegen vorgeht? Und außerdem weiß ICH ›zufällig‹, dass gerade diese Herren sich nicht ausstehen können.«

Sie lächelt ein feines nachsichtiges Lächeln. Und ich tippe auf Psychologiestudentin im vierundzwanzigsten Semester.

»Sie haben durchaus Recht. Diese ehrenwerten Herren verbindet die Abneigung. Ach, was sage ich: Hass! Der blanke Hass! Sie werden es nicht glauben, aber die Herren brauchen das. Jeden Tag! Sie gönnen diesen Hass niemand anderem! Er ist die Energie, aus der sie schöpfen! Verstehen Sie?«

Ich gebe mir Mühe.

»Faszinierend! Sie erstaunen mich! Sagen Sie, reden die Herren manchmal miteinander?«

Sie schüttelt den Kopf. »Eher nicht. Aber wenn sich mal ihre Blicke kreuzen, dann ...«

»Dann brennt die Luft, nehme ich an.«

Sie schenkt mir einen anerkennenden Blick. »Ich könnte es nicht besser sagen!«

»Und Herr Plautz ...? Der hat doch wohl damit nichts zu tun?«

»Sie meinen Herrn von Plautzenfels? Nein, nein, der ist sich schon selbst zuviel.«

»Aha!«

»Kennen Sie seinen Roman ›Der Spiegel schlägt zurück‹? Er hat ihn mir geschenkt!«

»Habe ich was versäumt?«

Sie zuckt die Achseln und macht zwei, drei Schritte in Richtung Büfett. Dann bleibt sie wieder stehen und dreht sich zu mir um.

»Herr von Plautzenfels, ...« Sie senkt die Stimme. »Herr von Plautzenfels hasst sich selbst. Sie werden ihn gleich sehen. Er sitzt dort täglich von vier bis sieben und hasst sich an.«

»Im Spiegel?«

»Sie sagen es! Im Spiegel! Sie glauben gar nicht, wie dieser Mann sich hasst! Es ist grauenhaft, wie sich sein Gesicht verzerrt, wenn er sich im Spiegel betrachtet.«

Über ihr Gesicht huscht ein unverschämtes Grinsen.

»Aber wie ist das mit Ihnen? Ich meine, wenn Sie in den Spiegel gucken? Ist das nicht auch 'ne ganz schöne Mutprobe?«

Ihr Grinsen schlägt in eine Art Lächeln um.

»Ich habe Ihren Kuchen vergessen!« Sie schaut provozierend auf meinen Bauch. »Wollen Sie ihn wirklich?«

Ich überhöre ihre Anspielung und versuche, den spöttischen Blick zu fixieren.

»Und Sie? Wie halten Sie das hier nur aus? Das ist doch, ... Ja, das ist die Hölle für neurotische Autoren. Das ist Kafka, das ist Sartre, wenn Ihnen diese Namen etwas sagen.«

Sie lächelt sibyllinisch. »Wenn mein Manuskript fertig ist, kündige ich! Und jetzt – hole ich Ihren Scheiß-Apfelkuchen!«

Ich sehe ihr nach, denke an meine kalte Pension und an die Verwandlung des hässlichen Entchens.

Ob sie wohl Lust hat, mich über Weihnachten ein bisschen zu hassen?

Torten-Worte ...
oder: Die Ehre Ungarns

Ein Kaffeehaus-Dialog zwischen der männlichen Bedienung und einem weiblichen Gast:

SIE: Herr Ober! Hallo, Herr Ober! Ich hatte Esterházy-Torte bestellt.

ER: Bitteschön, meine Dame, die Torte steht schon vor Ihnen!

SIE: Ich sagte: Esterházy-Torte ...

ER: Und ich sagte: Vor Ihnen, bitteschön ...

SIE: (*schüttelt sich*) Ich habe davon gekostet. Nur eine Gabelspitze, Gottseidank!

Die Dame schiebt den Teller weit von sich.

SIE: Schimpfen Sie diese Beleidigung etwa ›Esterházy-Torte? Sie wollen mich wohl auf den Arm nehmen?

ER: (*tritt einen Schritt zurück und schaut sie von oben bis unten an*) Ich werde mich hüten! Außerdem ist unsere Esterházy-Torte eine der besten in Budapest! Schauen Sie mal in die letzte Ausgabe der Zeitschrift ›Neues Ungarn‹.

SIE: Preisgekrönt? Ha! Wahrscheinlich auf dem Schweinemarkt. Preisgekröntes Schweinefutter ...

ER: Sehr komisch! Hahaha ... Sie haben Humor, meine Dame. Das erlebt man heutzutage selten ...

SIE: Lenken Sie nicht ab! Diese Torte ...

ER: Diese Esterházy-Torte ...

SIE: Dieses merkwürdige Etwas ist eine Beleidigung für die ungarische Esskultur ...

ER: Interessant! Wegen dieser Torte kommen die Touristen scharenweise in unser Café ...

SIE: Touristen, Sie sagen es! Wehrlose Ausländer, denen Sie eine Lüge vorsetzen, die Sie Esterházy-Torte nennen. Schämen Sie sich!

ER: Wir beschäftigen einen der renommiertesten Konditormeister des Landes. Wollen Sie ihm selbst Ihre sogenannte Beschwerde vortragen? Er hat zwar schon Feierabend, aber ich habe ihn vorhin noch in der Küche gesehen ...

SIE: Ist das der Verbrecher? Dann lasse ich bitten!

ER: Moment, meine Dame, aber – sind Sie zufällig so etwas wie, wie eine Restaurant-Testerin?

SIE: Ich bitte Sie! Lächerlich! – Nein, ich esse für mein Leben gern Esterházy-Torte. Täglich esse ich Esterházy-Torte. Dreimal täglich esse ich Esterházy-Torte. Ich lebe von Esterházy-Torte ...

ER: Wie schrecklich!

SIE: (*irritiert*) Schrecklich? Sagen SIE! Und ICH sage Ihnen, Ihr sogenannter Konditormeister kann mir nicht das Wasser reichen!

ER: Natürlich nicht! Dafür wäre der Kellner zuständig!

SIE: Ach ja, Sie sind ja nur der Geschäftsführer ...

ER: Genau! Und der Geschäftsführer erlaubt sich die Frage: Sind Sie wirklich Ungarin? Sie, Sie – klingen zwar so, aber ich habe den Verdacht ...

SIE: Verdacht? Hören Sie: Ich bin aus Esztergom, der Wiege Ungarns! Aber was hat das mit Ihrer Torte zu tun? Ich schmecke, was ich schmecke. Das können Sie nicht einmal einem Wiener vorsetzen. Na, einem Eskimo vielleicht ...

ER: (*irritiert*) Eskimo? Ich bitte Sie!

Der Geschäftsführer blickt sich beunruhigt um. Die meisten Gäste verfolgen aufmerksam das Gespräch.

ER: Ein Eskimo ..., so so ... Äh, haben Sie mal etwas von unserer Eiskarte probiert? Ich bringe Ihnen gern einen Eisbecher. Mit Früchten! Ungarischen Früchten. Und Sahne ... Auf Kosten des Hauses selbstverständlich ...

SIE: Wollen Sie mich bestechen?

ER: Bestechen? Das würde mir nie in den Sinn kommen. Ich wollte Sie lediglich vom hohen Standard ...

Eine Dame vom Nachbartisch mischt sich ein.

Kriszti 2: Verzeihen Sie, aber ich könnte Ihnen mit einem Rezept dienen. Meine Urgroßmutter war nämlich Küchenhilfe im Hause des Grafen Esterházy. Die hatte das Rezept aus erster, aus allererster Hand ...

ER: (*laut*) Verdammt noch mal, was hat Ihre Urgroßmutter mit UNSERER Esterházy-Torte zu tun? Unser Rezept ist das beste, das erfolgreichste, das, das ...

SIE: Und schon gehen Ihnen Ihre jämmerlichen Argumente aus! Und wo bleibt nun Ihr sogenannter Konditormeister?

Die Dame vom Nachbartisch hinter vorgehaltener Hand:

Kriszti 2: Sollte die Stelle frei werden, könnte ICH vielleicht ...

ER: (*noch lauter*) Nein, nein, nein! Sie wird nicht frei! Aber dieser Stuhl wird gleich frei, wenn die Dame nicht Ruhe gibt! Und SIE, Sie können sie gleich mit vor die Tür begleiten!

Stimmen aus dem Café:

Kr.: Kellner, zahlen bitte! –

D.: Ich auch, bitte die Rechnung!

Kr.: Ich habe es eilig! Das Geld liegt auf dem Tisch ...

ER: (*rufft verzweifelt*) Moment, Moment, bitte! Verzeihen Sie ... Aber ... so ... warten Sie doch ...

SIE: Wo bleibt der versprochene Konditormeister? Wenn ich mit dem geredet habe, gehe ich freiwillig. Vielleicht ...

ER: Kein Konditormeister! Es reicht!

SIE: Ich mache Ihnen ein Angebot: Sie lassen mich in Ihre Backstube, und ich zeige Ihrem komischen Konditormeister, wie man eine erstklassige Esterházy-Torte backt. Die Ehre Ungarns steht auf dem Spiel ...

ER: Unsere Torte ist ein Kunstwerk! Das Beste aller Esterházy-Rezepte der Welt ist in unserer Kreation vereinigt. Wir machen dem Namen Esterházy Ehre! WIR machen dem Namen Ungarn Ehre, Sie, Sie, Sie Ehrabschneiderin ...

SIE: Mein letztes Angebot, dann haben Sie Ihre Chance verpasst: Sie geben mir Ihr merkwürdiges Rezept und ich gebe Ihnen das meine. Dann werden wir ja sehen, was in Ihrer Backstube zusammengepfuscht wird. Auf die Knie fallen wird Ihr sogenannter Konditormeister! Mir die Füße küssen wird er ...!

ER: Raus!

SIE: Warten Sie! Warten Sie! Denken Sie an Ihre Gäste! Für die Gäste nur das Beste ...

ER: Raus! Raus! Aber schnell! Und SIE gehen gleich mit! Die Dame verlässt erhobenen Hauptes das Café, gefolgt von der Großnichte des Küchenmädchens der Köchin des Grafen Esterházy des soundsovielten ... Vor der Tür bleiben die beiden Damen stehen und schauen sich an.

SIE 1: Verdammt, hat nicht geklappt!

SIE 2: Was sagen wir jetzt dem Lorant vom Café Melange?

SIE 1: Die bittere Wahrheit: Die rücken ihr verdammtes Rezept nicht raus. Die dicke Prämie können wir in den Schornstein schreiben ...

SIE 2: Wenigstens haben wir die Rechnung nicht bezahlt!

SIE 1: Oh, verflüxt. Ob ich noch mal reingehe? Ich muss doch noch meine Torte aufessen! Die war doch superlecker ...!

Café Central

Im schwarzen Kaffee spiegelt sich die Stunde
ein graues Haar ertrinkt im heißen Sud
das Brillenglas verschleiert diese Runde
aus vielen Schritten um den eignen Hut

Es ist die Zeit der wolkenreichen Worte
wenn unterm Löffel sich die Träume drehn
ein Blick verliert sich auf der Spur der Torte
und kehrt zurück ins Besser-nichts-gesehn

Gesichter, die sich noch vom Wühltisch kennen
sie prostern ihren Spiegelbildern zu
aus dem Dekor in spülgebleichtem Rot

Bevor sie sich vom Kaffeessatze trennen
gibt einen Aufguss lang die Seele Ruh
und wieder war ein Tag im Angebot

Einstmals im Revier

Der Kaffee dampft, der Kuchen schwitzt
ich starre auf den Nachbartisch
da sitzt ein Weib, und wie es sitzt
mein Blutdruck steigt verräterisch

Er steigt und steigt und explodiert
in Versen, die die Augen feuchten
und was mir jetzt im Reim passiert
das dürfte mir die Nacht erleuchten

Der Laptop dampft, der Dichter schwitzt
ich starre auf den Bienenstich
da sitzt ein Mann, und wie er sitzt
da fällt mein Blutdruck untern Tisch

Er fällt und fällt und schockgefriert
die Verse schwimmen vor den Blicken
die eben noch das Weib begiert
ich kenn des Mannes breiten Rücken

Das Kleinhirn dampft, das Großhirn schwitzt
ich blicke kurz zur Ausgangstür
ich kenn den Mann, der vor mir sitzt
er ist ein Schrank, er ist ein Tier

Ein Tier, das einstmals im Revier
mir glatt das Nasenbein gebrochen
weil ich des Nachts – so gegen vier
nur mal an seinem Weib gerochen

Der Kaffee dampft, der Affe schwitzt
der Mann ist alt, das Weib ist neu
wenn mich der nackte Leichtsinns ritzt
dann schleicht die Phantasie ins Heu

Mein Kleingeld reicht für den Kaffee
der Bienenstich bleibt ungesegnet
zu Hause hofft des Dichters Fee
dass ihm sein Spiegelbild begegnet

Und darum, glaubt mir, meine Lieben
blieb dieses alles ungeschrieben

Frühlingshosen

Ich hatte mich selten so allein gefühlt.
Klamotten kaufen. Ohne weiblichen Beistand.
Das hatte ich vor dreißig Jahren zum letzten Mal riskiert.
Und jetzt – nur weil Frühling ist?
Frühling bei P und K – Plunder und Klamotten?
Ich werde meiner Frau beweisen, dass ich hier auch ohne
sie klarkomme. Unterschätzen gilt nicht!
Eine Hose zum Beispiel. Eine schwarze Hose. Nichts ein-
facher als das!

»Herrenmode in der dritten Etage!« wies mir eine Laut-
sprecher-Stimme den Weg. Da musste wohl irgendwer
meinen suchenden Blick registriert haben.
Zögernd betrat ich die Rolltreppe und schnappte Ge-
sprächsfetzen zweier Damen auf, die mir auf der anderen
Seite entgegen kamen. Aber ich kam darin nicht vor! Oder
lag's am standhaft verweigerten Hörgerät?
Jetzt die vorerst letzte Stufe, und dann lagen sie vor mir.
Über endlosen Ständerreihen schwebten geheimnisvolle
Zahlen-Riesen:

48, 25, 52, 54, 56, XXXXXXXL ...

Ob's hier wohl irgendwo 'ne Gebrauchsanweisung gab für
solch monströse Einkaufsschuppen?
Achselzucken und – durch ...!
Ich verließ kopfschüttelnd die Hosen und ging dann zö-
gernd hinüber zu den Pullovern.
Na ja! Überschaubare Vielfalt. Ein riesiges Schild nagelte
meinen Blick fest:
siebzig Prozent Wolle, dreißig Prozent Acryl.
Ich trat einen Schritt zurück.
»Kann ich Ihnen helfen?«
Eine junge, unauffällig hübsche Frau lächelte mich desin-
teressiert an.
»Oder kommen Sie allein zurecht?«

»Ich suche ... na ja, doch zuerst wohl einen Pullover. Glaube ich ...«
Sie taxierte mich mit einem kurzen Blick.
»Glauben Sie? Na gut! Dann also erst mal was für, für die Wampe:
Sorry! Das Wämpchen natürlich ...« Sie grinste und zauberte scheinbar wahllos eine Art schwarzes Zelt hervor.
»Hier! Probieren Sie mal das Sweatshirt!«
»Das ist ein Pullover«, korrigierte ich. »Oder können Sie mir mal Ihre Brille leihen?«
»Brillen finden Sie im Erdgeschoss! Also, das ist ein Sweatshirt!«, widersprach sie. »Das Richtige fürs Frühjahr: Ein bisschen warm, ein bisschen durchlässig. April-Ware, leicht und luftig.«
Ich ignorierte das spöttische Lächeln der Verkäuferin und holte tief Luft. »Sweatshirt heißt Schweißhemd, wenn ich mich recht erinnere. Und das hier ist ein Pullover! Pullover. Also eigentlich ein Über-zieher, wenn ich es genau nehme.«
»Sind Sie Lehrer?«, fragte sie genervt. »Aber wenn Sie meinen ... Sie schielte zu einem anderen Kunden hinüber.
»Ich meine! Und schwarz ist vielleicht doch nicht das Richtige! Ich soll jedenfalls unbedingt was für den Frühling auswählen, sagt meine Frau. Sie hat mir aber nicht gesagt, welche Farbe Frühling hat.«
Ihre Augen kehrten zu mir zurück. »Grün wahrscheinlich! Oder? Passt jedenfalls zu Ihrem Alter ...«
Sie nahm, anscheinend wahllos, einen quer gestreiften äh, Dingsbums von der Stange.
»Da drüben ist die Anprobe! Aber wenn Sie mich fragen ...«
»Ich frage Sie aber nicht«, entgegnete ich unwirsch, schnappte mir das grüne Dings, ging hinüber zur Kabine, zog den Vorhang zu und war allein mit mir und einer plötzlichen Atemnot.

Wie sollte man auf einem Meter im Quadrat neue Klammotten anprobieren?

Ich schaute an mir hinunter und wünschte mir in diesem Augenblick den Beistand meiner vielleicht – doch – besseren Hälfte. Aber »des Mannes freier Wille – ist eine bittere Pille ... Wow!«.

Von draußen klang eine barsche Männerstimme zu mir herein.

»Frau Hünerowski, was haben Sie bei der Umschulung von mir gelernt?«

Und dann wieder die trotzige Stimme meiner Verkäuferin:

»Ne ganz Menge, Herr Abteilungsleiter! – Warum fragen Sie?«

»Ich habe gerade beobachtet, was Sie dem Herrn da in der Kabine in die Hand gedrückt haben. Habe ich Ihnen nicht beigebracht, dass Sie bei Männern auf drei Dinge achten sollen, bevor Sie ihnen was empfehlen?«

»Haare, Hosen, Größe«, entgegnete die weibliche Stimme kleinlaut. »Und den Preis ...

»Na ja, so ähnlich. Und warum empfehlen Sie dem Herrn ausgerechnet nur die teuersten Pullover?«

Dann wieder die Frauenstimme. Diesmal sehr aufmüpfig.

»Ist doch im Interesse der Firma, wenn ich den Kunden was Teures andrehe!«

Die Männerstimme, nun deutlich lauter.

Offenbar hatten die beiden völlig vergessen, dass ich zuhören könnte:

»Kleine Männer kaufen schneller und gucken nicht so auf den Preis!«, dozierte der Abteilungsleiter. »Außerdem sind große Männer viel selbstbewusster. Bei denen sitzt das Portemonnaie nicht so locker.«

Die männliche Stimme nun noch einen Ton lauter:

»Lektion zwei: Frisur und Hosen lügen nicht. Und wenn

Sie diese Haare und diese ausgebeulten Hosen bemerkt hätten, dann, Frau Hünerowski.«

Der Satz blieb als Frage in jenem Raume stehen, den ich jetzt durch einen Spalt im Vorhang wieder einsehen konnte.

»Dann hätte ich dem Herrn was Billigeres«, murmelte die junge Frau und schaute auf ihre Schuhspitzen.

»Dieser Herr«, dozierte der kleine, untersetzte Mittfünfziger im Maßanzug, »dieser Herr sieht überhaupt nicht so aus, als ob er etwas kaufen wollte. Ach, was sage ich: kaufen könnte! Den treffen Sie nächsten Sonntag auf dem Flohmarkt wieder. Hinterm Hauptbahnhof.«

»Vielleicht haben Sie recht!«, sagte die Verkäuferin unterwürfig. »Ich habe mich auch gewundert, dass der allein gekommen ist. Peinlich! Kennt nicht mal den Unterschied zwischen Pullover und – «

»Und denken Sie daran«, unterbrach der Abteilungsleiter, schon halb einer anderen Verkäuferin zugewandt, »Männer, die sich so in die Öffentlichkeit wagen, auf die wartet zu Hause bestimmt keine Frau! Haben Sie mal auf seine Haare geguckt und seine ausgebeulten Hosen?«

Weg war er. Frau Hünerowski entkam hinter ihm.

Und ich stand da und fragte mich, in welchen Film ich mich hier verirrt hatte.

Ich verzichtete darauf, weiterhin Sweat-, äh, Pullover anzuprobieren.

Ich pfiff darauf, mir eine neue Hose zu kaufen.

Fast hätte ich vergessen, was ich in langen Lebensjahren gelernt hatte: Ein Mann sollte sich keine neue Hose kaufen, bevor ihm nicht die alte vom Hintern fällt. War es ein Wunder, dass mir in diesem Moment ein alter Kneipenvers einfiel? Oder war etwa der Frühling schuld? Egal!

»Die Liebe lässt sich erst ermessen.
wenn es um deine Hose geht

Ist sie auf Deinen Leib versessen
ist deine Hose nur im Weg!«

Womit jedenfalls bewiesen wäre: Frühling kostet den Verstand! Und jetzt nix wie raus hier und ab nach Hause! Nach Hause? Ich musste grinsen. In der Abstellkammer stand doch noch der Koffer mit meinen uralten, längst ausrangierten Kleidungsstücken. Waren nicht auch noch drei alte Jeans dabei? Und von irgendwoher glaubte ich, das Echo von Christines streitbarer Stimme zu hören:
»Abstellkammer! – Abstellkammer? Darin wäre doch auch noch Platz für Dich!«

Lem getroffen

Krakau im Sommer 1997.

Ich bleibe vor dem Alten Theater stehen. »Kawiarnia Maska«, steht kaum lesbar auf der Tür des Seiteneingangs. »Café Maske«, Treffpunkt der Intellektuellen und Künstler. Von Touristen kaum entdeckt.

Meine Gedanken gehen zögernd die Stufen hinunter dem Lavazza-Duft entgegen, der mich hier oben nicht erreicht. Es ist diese Hemmung, die mich immer wieder befällt, wenn es mich drei-, viermal jährlich hierher zieht. Da ist einerseits die Lust, mich in einer der vorhangverhangenen Nischen auf mich selbst zurückzuziehen und bei einem Espresso den Trubel dort oben auf dem Hauptmarkt zu verdrängen. Andererseits das kleine Unbehagen, gerade hier wieder einmal Menschen begegnen zu müssen, die in meinem Leben eine Rolle gespielt haben und dann doch keine Anlässe boten für mehr als ein »Hallo im Vorübergehen«.

Zum Vergessen der Namen gesellt sich längst das Vergessen der Sprache. Zu selten noch Gelegenheiten, Polnisch zu sprechen. Nur das Erinnern an Gesichter ist geblieben und das Wiedererkennen trotz der Spuren, die das Älterwerden hinterließ. Und dann die Peinlichkeit, wenn das Ringen um Worte länger dauert als der Augenblick des sich Gegenüberstehens.

Ich setze mich an die Bar. »Espresso, prosze.« Bitte einen Espresso!

Rechts von mir, drei Hocker entfernt, ein älterer Mann vor einer Tasse Lavazza und den Resten gebratener Champignons.

Ich mustere ihn aus den Augenwinkeln.

Klein, schlank, markantes Profil, Stirnglatze, schütterer grauer Haarkranz, dicke Brillengläser, zeitloses schwarzes Sakko.

Er schiebt den Teller zur Seite, zieht ein schmales Heft aus der Jackentasche und blättert darin.
Ich beobachte ihn möglichst unauffällig aus den Augenwinkeln.
Der Mann führt das Büchlein sehr nahe an seine Brille heran.
Das Klappern des Geschirrs in der kleinen Küche hinter der Bar verstummt.
Der Mann liest.
Ich betrachte ihn weiter. Und in meinem Gehirn entsteht plötzlich die Ahnung einer Erinnerung.
Nein, ich bin diesem schwächtigen Mann nie zuvor bewusst begegnet. Und doch scheine ich ihn zu kennen. Oder zumindest zu wissen, wer er ist.
Lem?
Stanislaw Lem, der Arzt, Philosoph und geniale Autor von »Solaris« und der »Sternstagebücher«?
Lem, eine jener Legenden, an die man sich als Autor vor fast ohnmächtiger Bewunderung nicht anzulehnen wagt.
Lem.
Ich weiß, dass er zurückgezogen in dieser Stadt lebt.
Und irgendwann muss bei der Lektüre seiner Bücher ein Bild in meinem Kopf entstanden sein. Ein Bild, das jetzt zu diesem Mann dort in Beziehung tritt.
Nein, nein, ich habe nie ein Foto von ihm gesehen. Deswegen bin ich ganz sicher. Und doch wächst in mir die Gewissheit, dass er dort sitzt:
Lem.
Lem liest.
Ich weiß, dass ich ihn nicht ansprechen werde. Auch er hat ein Recht auf Intimität.
Ganz abgesehen von den Lichtjahren, die seine Sprache und mein Supermarktpolnisch trennen. Und doch sind es nur zwei unbesetzte Hocker zwischen ihm und mir.

Ich wage eine zaghafte Annäherung und bestelle gebratene Champignons. Empfinde es zugleich als unangemessene Anbiederung.

Lem liest.

Die Pilze schmecken fade. Würde ein Lem sich das antun? Oder waren seine Pilze frischer?

Ihm angemessen?

Warum hatte ich nicht »Chefsalat« bestellt? Mein Stammgericht. Längst hatte ich mich doch durch das Dickicht der Speisekarte hindurch geschmeckt.

Ich trinke meinen Kaffee aus und registriere zugleich seinen feuchten Ausweg. Und ich erinnere mich:

Die Toiletten hier gehören zu den modernsten in Krakau. Stilvoller Kaffeeabschied. Ich überlege, ob ich meine Umhängetasche unbewacht neben dem Hocker stehen lassen kann. Ich riskiere es. Das Geld sitzt rechts in der Innentasche des Jacketts. Rechts, um Taschendiebe zu irritieren, die mich als Rechtshänder ausspähen.

Die Toilettenfrau steht für Kontinuität. Ich kenne sie seit Jahren. Sie mich nicht.

Als ich zu meinem Hocker zurückkehre, sehe ich ihn vor einem Zettel sitzen und ihn mit einem kurzen Bleistift bekritzeln. Die Ahnung wird zur Gewissheit. Hier entsteht die erste Skizze für ein neues literarisches Meisterwerk! Und ich bin Zeuge eines bedeutenden literarischen Schöpfungsaktes!

Lem schreibt.

Ein Satz blieb mir im Gedächtnis, weil ich ihn immer wieder selbstzweifelnd für mich befragte:

»Der Zufall wollte es, dass meine Gen-Konstellation mich mit Begabungen beschenkte, die mich im 20. Jahrhundert zum Schriftsteller befähigen.«

Ich kenne ihn aus der Lektüre seiner Bücher als einen Grenzgänger zwischen Kunst und Wissenschaft.

Lem schreibt, und ich verliere mich in Erinnerungen an Stellen, die meine Phantasie aufrüttelten, mich ängstigten in ihrer bedrohlichen Logik.

Und nun sitzt er – fast – neben mir und beendet seine Notizen.

»Rachunek prosze!« – Bitte die Rechnung!

Der Zettel klemmt unter der Mineralwasserflasche, deren Inhalt er in der ganzen Zeit nicht angerührt hat.

»Przepraszam!« – »Verzeihung!«

Er dreht sich abrupt um, rutscht vom Hocker und entschwindet die Treppe hinauf.

Die Obhut der Klofrau verbindet uns.

Toiletten vermenschlichen das Genie.

Der Zettel unter seiner Wasserflasche zieht mich magisch an.

Ich bin sicher, kein einziges Wort lesen zu können. Lesen und verstehen. Trotzdem.

Auch das Taschenbuch liegt dort. Die Titelseite berührt das Thekenholz.

Was liest ein Mann, der sich auf die Lektüre von tausenden von Büchern beruft, die von den besten Köpfen aller Zeiten stammen.

Liest er Lem?

Zügige Schritte auf der Treppe.

Lem kehrt zurück, sehr schnell zurück. Gesunde Prostata.

Ich weiß, wovon ich denke.

Er schaut auf die Rechnung, zahlt, greift nach einer Plastiktüte unter dem Hocker, geht zwei Schritte, kehrt zurück, um das vergessene Buch zu greifen und geht wieder in Richtung Treppe. Er bemerkt nicht, dass sein Notizzettel zurückgeblieben ist, hinuntergefallen, als die Bedienung die leere Wasserflasche abräumte.

Dort unten liegt er nun, kaum sichtbar, auf der Kante stehend, an ein Hockerbein gelehnt:

Lems Notizen!

Ich brenne!

Wird es mir gelingen, mir den Zettel anzueignen? Oder wird er zurückkommen und nach seinen Notizen suchen?

Es hält mich kaum auf meinem Hocker. Ich zähle die Sekunden, die Minuten und lasse mit demonstrativem Ungeschick ein Papiertaschentuch von der Theke fallen. Ich tauche hinunter und greife mit zitternden Fingern nach der kostbaren Hinterlassenschaft und lasse sie beim Aufrichten in meiner Jackentasche verschwinden.

Ich habe den Zettel! Aber ich werde leugnen, ihn zu haben
Lem.

Eine Reliquie.

Der Zettel glüht in meiner Tasche. Ich muss versuchen, das Geschriebene zu entziffern.

Die Toilette.

Auch wenn Bedienung und Klofrau eine gewisse Blasen-schwäche meinerseits vermuten sollten – muss ich mich für einige Augenblicke mit meiner Beute zurückziehen.

Die Toilettenkabine ist dunkel. Ich schlüpfe aus den Schuhen und steige hinauf auf den Toilettenrand, um in die Nähe der Lampe zu kommen, die mehrere Kabinen zugleich spärlich beleuchtet.

Und ich lese ohne Mühe, in einer klaren, eleganten Handschrift notiert:

»Chleb, maslo, mleko

1 kilogram pomidorow

20 deka szynka«

Lem ist gegangen.

Und ich balanciere dort oben auf dem Brillenrand und versuche, meine Gedanken zu ordnen.

Doch bevor ich mich fallen lasse in einen Zustand abgrundtiefer Enttäuschung, setzt sich in meinem Kopf eine banale Einsicht durch:

Auch ein großer Dichter weiß ein Schinkenbrot zum Frühstück zu schätzen.

Lem ist zurückgekehrt.

noch lebe, liebe, lüge ich

Ich wünsch ein Weib mir mit vier Brüsten
und mir vier Hände – für's Klavier
Ich lechz nach rattenscharfen Lüsten
und danach – ja, nach einem Bier

Ich liebe Frau'n mit Honiglippen
und einem Minderwertkomplex
die selten an der Liebe nippen
doch kompensieren mit Megasex

Ich liebe Frau'n mit langen Händen
und einem Konto in der Schweiz
Der Stallgeruch der Dividenden
wirkt hocherotisch meinerseits

Ich liebe Frau'n mit warmen Füßen
in Winternächten allemal
ich lieb die blond gestraften Süßen
den Liebesrausch als Henkersmahl

Refrain:

Wenn mich die Träume galoppieren lassen
und mich durch alle Lasterhöllen treiben
dann möcht' ich, möcht' ich, ach, ich kann's nicht fas-
sen
dann möcht' ich eigentlich, ich lass es bleiben
oder nicht:

Ich liebe rote Haare auf den Zähnen
und Metzgersfrau'n mit frischem Stierextrakt
ich mag die durchgeschwitzten Hurenmähen
und Nachbars schöne Töchter – bitte nackt

Wenn's sein darf, lieb ich auch die coolen Schnieken
mit kurzem Schnitt und endlos langem Schritt
und wenn sie schlagen, kratzen, klammern, quieken
dann pfeift mein Herzschrittmacher leise mit

Das Fernseh'n bringt den müden Saft zum Kochen
zehn Boxenluder irr'n durch meine Nacht
am Morgen spüre ich dann alle Knochen
das hat die Fernbedienung wohl vollbracht

Die Models mit den klapperdürren Gräten
die wär'n in Bio Küche gut platziert
ich möchte nicht durch ihre Rippen beten
ich brauch ein Weib, das mit mir explodiert

Refrain:

Wenn ich die Träume galoppieren lasse
und sie von Strich zu Strich durchs Fieber treibe
dann möcht' ich, möcht' ich, – ach, ich kann's nicht fassen
dann möcht' ich eigentlich, – ich lass es bleiben
ach ja:

Ich liebe all die Inter-nettigkeiten
und Cybersex bringt mich zur Raserei
Ich lass zur Rolle rückwärts mich verleiten
und fühl' im Stützkorsett mich endlich frei

Im Chatroom bin seit Jahren ich zuhause
hier habe ich so manches Weib ge-linkt
hier brummt der Bär, hier mach ich eine Sause
bis mir mein Weib den Ginseng-Cocktail bringt

Ich kenne keine Gen'rationsprobleme
schon dockt ein heißer Feger bei mir an
und fragt, wie oft sie wohl mit mir noch käme
Das »noch« macht mich schon stutzig, junger Mann

Ich habe eine lange Lasterliste
Ich möchte es im Fliegen ausprobieren
ganz sportlich auf der Biathletenpiste
und dann beim allerletzten Schuss erfriern
ach nein:

wenn ich die Träume galoppieren lasse
und das Versäumte auf die Klotür schreibe
dann möcht' ich, möcht' ich, – nein, ich kann's nicht lassen
die jungen Schnecken durch's Salatbeet treiben

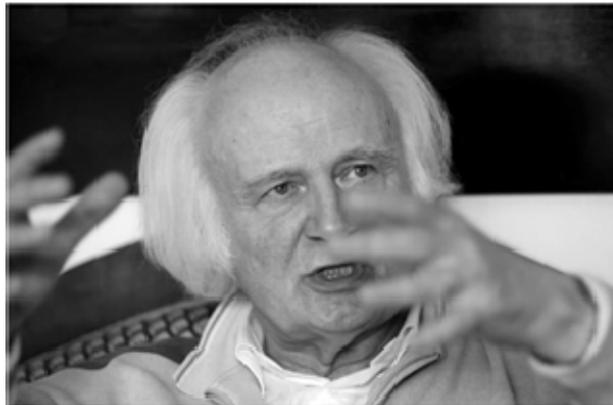


Foto: Stefan Milk.

Grauer Star, grüner Star

»Morgen machen wir das linke Auge und übermorgen das rechte. Das machen wir, wie – wie Brötchenbacken!«, flötete der Chefarzt und grinste dem Patienten im Nachbarbett aufmunternd zu. »Ruck-zuck! Zehn Minuten! Und weg ist Ihr Star. Raus aus dem Fenster. Und dann«, sagte der Meister der Linsen und Laser, »dann sehen Sie die Welt mit neuen Augen! Schlafen Sie also gut und nehmen Sie Abschied!« Er grinste. »Eine neue Welt durch eine neue Linse ... Äh, – zwei natürlich.«

»Geht denn das so einfach? Zwei Augen an zwei Tagen?«, fragte ich.

»So ist es!«, schmunzelte der Arzt. »Wunder gibt es immer wieder. Also beklagen Sie sich nicht, wenn Sie plötzlich Ihre Frau ganz neu entdecken.« Er grinste wohlwollend.

»Äh, Sie sind doch verheiratet?«

Ich nickte. »Stimmt! Aber ich erinnere mich noch genau, wie sie gestern ausgesehen hat, meine, meine, meine ...«

»Für alle Fälle sollten Sie ihre alten Fotos in den Müll schmeißen«, empfahl der Arzt augenzwinkernd. »Schnell entsorgen, nicht erst morgen!«, reimte er. »Aber für den Notfall kenne ich einen wunderbaren Scheidungsanwalt. – Sorry! Den brauchen Sie ja gar nicht. Heute wird ja gepaarshipt. Angebote rund um die Uhr.«

Er hatte da wohl einige Erfahrungen.

»Aber langsam, langsam!«, sagte der Augen-Operateur.

»Erst einmal die beiden Vögelchen.«

Na ja: Das war Lebenshilfe extra! Mein Bonus als Privatpatient. Mal gespannt, ob auf der Rechnung auch der Posten »Beziehungsberatung« auftauchte.

»Wir sehen uns!«, brummte der Professor. »Mehr oder weniger.«

Er nickte noch meinem Bettnachbarn zu. »Sie muss ich mir erst noch ansehen! Sie haben ja wohl auch zwei Augen. Vermute ich.«

»Glaukom!«, sagte Fred, mein Nachbar, stolz. »Grüner Star!«

Der Arzt zog die Augenbrauen hoch. »Ich weiß, Ihr grüner Star ist Kassenpatient«, murmelte er leicht angeekelt. Aber unsere Verwaltung war so großzügig, Sie hier unterzubringen. First Class, Sie Glücksschwein! Freie Betten können wir uns nicht leisten!«

Und mit einem Seitenblick auf mich: »Das stört Sie doch wohl nicht!? Die Emscher-Lippe-Klinik muss ökonomisch denken. Sagt auch unser Pfarrer.«

»Ich bin evangelisch!«, rief Fred, als der Arzt die Tür hinter sich schloss. »Na ja, meistens. Aber grauer Star kann jeder!« Er drehte sich zur Wand. »Grüner Star! Die ganze Familie ...! Ich schlafe jetzt 'ne Runde.«

Doch das war ihm nicht vergönnt. Eine weiß bekittelte Brünette kam herein gehetzt. »Ich bin hier die Oberärztin«, sagte sie, schwer atmend und schaute sich aggressiv um. »Sie dürfen auch Frau Doktor zu mir sagen.«

»Aber gerne, Frau Doktor«, antwortete ich zögernd. »Nur eine Frage: Gibt's eigentlich kein Risiko bei meiner Operation?«

»Risiko? Nein! – Na ja, einmal von tausend geht's nicht so glatt!« Sie lachte, als ob sie einen Scherz gemacht hätte. »Aber, wie einmal von tausend sehen Sie nicht aus.«

Was sollte mir das denn sagen? Sie kannte mich doch gar nicht. Was wusste sie über mich? Früher hätte ich vielleicht die Krankenakte aus dem Arztzimmer entführt. Die Tür stand ja immer offen. Aber jetzt konnte ich doch nicht den Laptop klauen, den ich im Vorbeigeh'n gesehen hatte. Andererseits – würde ich nur zu gerne wissen, WER ich hier war und WAS. Familie? Karriere? Affären? Rente? Seniorenpotenz? – Na ja, die wohl weniger! Oder?

»Wenn Sie Probleme haben: Einmal klingeln!«, sagte die Ärztin und war schon wieder draußen.

Einmal von tausend ... Ich? Bestimmt nicht!

Dann der nächste Morgen.
Noch im Halbschlaf spürte ich, dass mein Bett bewegt wurde. Und dann???

Von irgendwo her weckte mich plötzlich ein fürchterliches Geräusch.
Ich erinnerte mich: Der Kassenpatient mit der Lizenz zum Schnarchen.
Der grüne Star. Und – mein Star?
Ich strich mir vorsichtig über's Gesicht und spürte die große Augenklappe.
»Nicht anfassen!«, hatte der Arzt vor der OP gewarnt.
»Haben Sie Geduld!«

Geduld? Wie lange noch? Durst hatte ich. Nicht einmal einen Schluck Wasser gab's an meinem Bett. Ich stellte mich vorsichtig auf meine wackligen Beine und schwankte zum Waschraum. Wasser! – Doch über dem Waschbecken ein Schild: Bitte nicht das Leitungswasser trinken! Klar, umsonst war nur der Blick in den Spiegel. Aber dann schwebte das Frühstück herein. Zweibeinig. Mit oberschlesischem Akzent und dampfendem Kaffee auf einem Tablett.
»Guter Morgen, die Herren! Hier kommen Frihtick. Ganz frisch! Direkt von Aldi.« Die dürre Blondine lachte über ihren Scherz. Wer weiß, wie oft schon an diesem Morgen.
»Gutes Appetit, die Herren! Ach, dobrze, dobrze. Hier sein privat. Wenn Ihr noch brauchen Kaffee. Dort sein Klingel. Gutes Appetit! Dobrze!«

Ich riskierte einäugig einen Blick zu Fred hinüber. Auch dort Brötchen, Käse, Marmelade. Sehr preiswert!
Die Blondine riss den Fenstervorhang auf. »Gutes Tag, die Herren.«

Die Helligkeit blendete auf dem rechten Auge. Und – mein neues Auge? – Geduld, hatte der Doktor gesagt. Geduld war nicht meine Sache. Also: Zähne zusammengebissen – und: Ich riskierte es und riss das Pflaster ab. Zack!

Au, verdammt: Das tat höllisch weh! Als wäre meine Augenbraue am Pflaster kleben geblieben. Zum Teufel damit. Die wuchs nach! Aber, aber – verdammt noch mal: Wo war das Bild?

NEIN! Das war doch wohl ein schlechter Scherz. Nur schmerzhaftes, grelles Licht.

Panisch drückte ich die Klingel über mir.

»Scheiße!«, fluchte ich zu Bettnachbar Fred hinüber und zeigte auf mein angeblich neues Auge.

»Fehlt Dir wohl, Dein grauer Star?«, sagte er grinsend.

»Zu spät! – In Deinem Alter solltest Du ...«

»Klappe!«, unterbrach ich ihn. »In meinem Alter sollte ich die Augen besser ganz dicht machen. Wolltest Du doch sagen. Oder?« Ich drückte noch mal auf die Klingel. »Klar, Du Knalltüte! Dein Glaukom ist was Besonderes. Kulturell besonders wertvoll! Na, wart's nur ab!«

»Na, was macht das neue Auge?«, fragte der Professor, der in diesem Moment zur Morgenvisite erschien. »Was macht die schöne neue Welt? – Wie?« Sein Gesicht versteinerte.

»Gucken Sie genau hin!«, schrie ich wütend. »Sie haben mich vermurkst, Sie Professor, Sie! Ich werde Sie ...«

»Quatsch!«, fauchte der Arzt. »Halb so wild! Die Linse! Das Miststück hat sich wohl nicht geöffnet! Kommt vor! Da müssen wir noch mal ran! Kommen Sie gleich in meinen OP! Ich nehme Sie als ersten dran.« Er schüttelte den kahlen Kopf: »Einer unter tausend!«

Er entschwand, ohne mich noch mal zu Wort kommen zu lassen.

Ausgerechnet ich? Also doch einer von tausend. Aber wieso nicht? Das war wohl höhere Mathematik – und die war nie mein Ding.

Ich verdeckte das frisch operierte Auge mit der hohlen Hand, schob die Beine aus dem Bett, griff mir den Morgenmantel und wackelte zur Zimmertür. Ausgerechnet ich! Na ja, wer denn sonst?

Auf dem Flur war der Bär los. Irgendein Idiot rempelte mich an. Sah der nicht, dass ich nicht sehen konnte?
»Sie sind hier falsch«, sagte eine weibliche Stimme. »Sie wollen doch sicher zu ...«
»Zum OP, natürlich! Dumme Frage! Und wo bin ich gelandet?«
Ein Jemand krallte sich schmerzhaft in meinen Oberarm.
»Zum OP hier lang, bitte!«
»Lassen Sie mich los!«, fauchte ich. »Oder müssen Sie etwa noch 'n Bett belegen? Können Sie gerne haben!« Ich ballte die Faust!
Die Krallen gab mich frei.
»Warten Sie, ich bringe Sie zurück. Ohne Ihr Bett geht hier gar nichts«, schnarrte eine unangenehme Stimme.
Mein Bett? Mein Bett!
Ich lag darin, als ich wieder wach wurde.
»Na, wie geht's uns jetzt?«, fragte eine sanfte weibliche Stimme. »Gratulation! Ihre OP ist gut verlaufen.«
Das hatte ich doch schon mal gehört.
»Haben Sie gut geschlafen?« Das war die Stimme der Oberärztin. Sie nahm mir die Binde ab.
»Na, wie steht's? Wie funktioniert das neue Auge? Na? Sehen Sie mich scharf?«
Ich sah sie jedenfalls. Sah ich sie scharf? Ich sah ihr routiniertes Lächeln. Das für Privatpatienten. Im Preis inbegriffen. Scharf?
»Und morgen fahren Sie erstmal nach Hause!«, sagte die Ärztin. »Mit dem zweiten Auge lassen wir uns noch Zeit. Sagt der Professor!«
»Und warum sagt er mir das nicht selbst?«
»Das ist ihm wohl peinlich! Einer von tausend ... Obwohl wir den schon letzte Woche hatten.«
Sie drehte sich zur Seite, wo plötzlich eine Hand mit einem Tablett erschien. »Mineralwasser, Kaffee, oder ...?«
»Schnaps!«, sagte ich wütend. »Den habe ich doch wohl verdient.«

»Alkohol ist hier nicht«, entgegnete sie nachsichtig. »Den gibt's vielleicht noch im Labor! Zum Sterilisieren ... Oder – möchten SIE – vielleicht?«

»Sterilisieren Sie meine Rechnung!«, fauchte ich und riss demonstrativ die Augen weit auf. Kenne ich Sie eigentlich, Sie ...? – Ich heiße ...«

»Ich weiß, wie Sie heißen. Und ich bin die Oberärztin, wenn Sie sich erinnern. Übrigens hat Ihre Frau angerufen. Sie holt Sie nachmittags ab. Das haben Sie wohl verdient.«

»Meine Frau? Ich hab doch 'n Handy. Wieso ruft die mich nicht direkt an? Und wieso weiß sie, dass ich abgeholt werden will?«, sagte ich störrisch. »Ich hab' mich so an mein Bett gewöhnt!«

»Ihr Bett ist schon vergeben! Sie müssen es mittags räumen! Aber – wieso Handy? Ihre Frau weiß doch gar nicht, ob Sie schon wieder richtig sehen können. Egal! Hauptsache, SIE wissen noch, wie sie aussieht.«

Das hatten wir doch schon mal. Ich verkniff mir eine spitze Bemerkung.

»Na ja, für alle Fälle hab' ich ja ihr Foto in der Brieftasche!«

»Wie?«, fragte sie irritiert.

»Nein, nicht Ihr Foto, Frau Doktor! Das meiner Frau – hoffe ich.«

»Ach ja: die Brieftasche«, sagte die Oberärztin. »Das ist gut! Für alle Fälle: Sollten SIE sich im Spiegel nicht wiedererkennen, denken Sie dran: Ihr Name steht auf Ihrer Rechnung. Die können Sie gleich mitnehmen!«

Der Tag, an dem die Hose fiel

»Als er mitten in der Stadt die Hose fallen ließ, entschwand seine Lebensgefährtin mit der Straßenbahn.«

Ich erinnerte mich der Worte meines Chefredakteurs, der mir bei meinem Volontariatsantritt mit auf den Weg gab:

»Eine Geschichte, die man in einem Satz erzählen kann, ist höchstens eine Nachricht.«

Schon wenige Tage später widerlegte mein Lokalchef diese Maxime.

Er überließ mir sonntagsmittags vertrauensvoll die Alleinverantwortung für die Redaktion.

Im Hinausgehen warf er mir einen Zettel auf den Schreibtisch.

»Auf Seite drei fehlen noch sechzig Zeilen«, sagte er. »Hier ist eine Meldung. Machen Sie eine Geschichte draus.«

Dann überließ er mich meiner Phantasie.

Vierzig Jahre später. Ein Sonntagvormittag in Budapest.

Eine Nachricht. Eine Geschichte. Eine Parabel vielleicht.

Wir hatten eine Hose für mich gekauft.

»Du musst abnehmen!«, hatte Christine, meine überaus fürsorgliche Lebensgefährtin, gesagt und kopfschüttelnd auf meinen Bauch geklopft.

»Nehmen Sie Größe sechsundfünfzig«, hatte die Verkäuferin empfohlen.

Und mir war die Schamesröte ins Gesicht gestiegen.

»Ich nehme vierundfünfzig!«, beharrte ich. »In sechs Wochen bin ich da reingeschrumpft. Wetten?«

»Wenn ich nicht auf Dich aufpasse, brauchst Du in sechs Wochen Größe sechzig«, orakelte Christine.

Ich ertrotzte die Stranguliergröße vierundfünfzig. Und leicht gereizt folgte ich Christine zur Straßenbahn.

»Oder wollen wir zu Fuß zum Chinesen gehen?«, fragte sie. »Dann kannst Du schon mal anfangen mit dem Training für Deine Hose.«

Provokativ streckte ich meinen Bauch heraus. »Wenn Du das ernst meinst, solltest Du allein ...«
»Quatsch!«, fiel sie mir ins Wort. »Die chinesische Küche ist sehr kalorienarm. Und außerdem musst Du nicht gerade im Urlaub anfangen, vernünftig zu werden.«
So standen wir also an der Straßenbahn-Haltestelle.
In meiner Rechten baumelte mein Einkauf in einer Plastiktüte. Ihr Inhalt: Lustverleugnung für dreitausend Forint. Sonderpreis.
Es nahte die SIEBEN.
Aggressives Rot. Cola-Werbung. Vertraut im Land der unvertrauten Worte. Und hinter beschlagenen Scheiben ein gnadenloser Kampf um Platz und Atemluft.
Vielleicht die nächste Bahn.
Ein Stoß in den Rücken gab Antwort. Ich wurde bewegt. Wurde Teil eines Rammstoßes in Richtung Einstieg. Einer Walze gegen den dampfenden Strom, der aus der Bahn ins Freie quoll.
Zwei Fronten prallten aufeinander.
Augenblicke explosiven Stillstands.
Wo war Christine? Ich sah sie nicht. Ich sah die Tür nur, die sich wieder einen Schritt entfernte. Und stoßend dann und schiebend die Rückeroberung verlorener Zentimeter.
Verdammt! Wo war Christine?
Eine Leibesfülle benutzte meinen rechten Fuß als Startblock.
Messerscharfe Fingernägel suchten Halt in meiner Stirn.
Ich hob die Arme zur Gegenwehr.
Dann fiel die Tüte.
Von oben plötzlich Christines Stimme:
»Wo bleibst Du denn? Gib Gas! Gleich bin ich weg!«
Die Hose! Die Leidenshose!
Ich tauchte hinab zu Schweißsocken und Straßenstaub.
Bekam die Tüte zu fassen. Versuchte, mich aufzurichten.
Ein Absatz streifte mein Gesicht. Luuuuft ...«
Dann sah ich ROT.

Das Rot der geschlossenen Straßenbahntür.
Oben hinter der Scheibe plötzlich Christines Gesicht, ihre
Hände, hektische Zeichensprache.
Das Rot verschwand. Die andere Straßenseite schob sich
ins Bild. Ein Supermarkt. Ein fatter Hund an kurzer
Kette. Ein glückliches Hundeleben ...
Ende der Pabel.
Von Belang nur noch die Frage: Passt sie jetzt, die Hose?

Westfale, heimatlos

»Tu das nicht!«, schrie meine Mutter.

Doch das schlanke Kapernglas lag bereits zersplittert auf dem Boden. Und von meiner rechten Hand tropfte Blut.

»Wiilliee! Ein Pflasteer!«, rief Mutter nach meinem Vater und versuchte vergeblich, die Schnittwunde mit der anderen Hand zusammenzudrücken.

Welch ein Wunder, dass das Telefon an diesem Tag funktionierte.

So kam der Arzt, entfernte kopfschüttelnd die Splitter und nähte den Schaden.

Heute noch erinnert mich die kleine Narbe zwischen Daumen und Zeigefinger, dass ich damals während der Kriegstage des Jahres 1942 das Kapernröhrchen trotzig zwischen den Händen zerbrach.

»Das ist nur für die Gäste!«, hatte die Mutter die wenigen Kapern verteidigt, die mein Vater wer-weiß-woher für den Kartoffelsalat organisiert hatte.

Die Neugierde auf Kapern begleitete meine Hungerphantasien während des Krieges und noch in den Jahren danach.

Sie wurden mit der Zeit ein kulinarisches Mysterium, so dass das erste bewusste Kosten dieser sauren Blütenknospen erst viele Jahre später nur in Enttäuschung münden konnte.

Unwirklich erscheint mir heute die Erinnerung an die Zeit, in der mein sehnlichster Berufswunsch Konditor war, obwohl meine bescheidene Leibspeise »Grießschnitten« hieß und aus länglichen Puddingstreifen bestand, die in der Pfanne mit wenig Fett gebräunt und mit Zucker und Zimt bestreut waren.

Auch dass mein kostbarster Schatz ein kleines zerfleddertes Koch-Büchlein mit dem Titel »Wildgemüse aus Feld und Wiese« war, ist ein Kapitel aus meinem kindlichen, überaus anekdotenreichen »Kohldampf«-Tagebuch.

Es regte meine Speicheldrüsen zu Höchstleistungen an, wenn ich von all den Köstlichkeiten las, die man aus Giersch, Löwenzahn, Brennnessel- oder Gänseblümchenblättern zaubern konnte.

Doch all diese Träume zerschellten zumeist an dem Wörtchen »Fett«, so minimal die erforderlichen Mengen auch sein durften. Denn Fettaugen auf der Suppe waren bei den seltenen Besuchen der weitgehend fernen Verwandtschaft ein untrügliches Zeichen für Reichtum in jenen Tagen kurz nach dem Kriege.

Ein Wort aus der »guten alten Zeit«, deren Wiederkehr ein Trugbild schien, hieß »Pfefferpotthast«. Nie hatte dieses wunderbare Gericht, das Vater, Mutter und Großmutter in selige Vergangenheiten entrückte, bei Familienfeiern gefehlt.

Rindfleisch, faserig gekocht, Zwiebeln, Lorbeerblätter, Pfeffer ... Schon das Rezept war reine Poesie. Auch wenn die höchste Dortmunder Autorität in Gaumenfragen, die legendäre Kochbuch-Autorin Henriette Davidis (1801-1876) dieses köstliche Gericht mit ungewohnter Sparsamkeit segnete: Zitat: »Hierzu werden hauptsächlich die sogenannten kurzen Rippen genommen, solche in halbandgroße Stückchen gehauen, in nicht zu reichlichem und nicht zu vielem Salz ausgeschäumt.« War man doch von ihr gewohnt, dass beispielsweise zu einem guten Kuchen nebst »abgeklärter Butter« zwölf Eier gehörten.

Eines davon nur – doch immerhin – zierte, in Zwiebelsud gebräunt, zu Ostern den Frühstücksteller eines jeden Familienmitglieds. Und oft – wenn auch noch nicht zu Ostern – schmeckten die so selten erreichbaren »Hühnerfrüchte« penetrant nach Maikäfern, weil wir die Hennen mit den braunen Krabbeltieren überfütterten, wenn die Zigarrenkisten davon überquollen.

Dann, endlich, kehrte sie zurück, die »Pfefferpotthast«-Zeit. Und wiederum war kein Familientag vorstellbar, ohne dass dieses würzig-sämige Fleischgericht in einem

riesigen Emailletpf brodelte. Nicht einfach Kartoffeln, sondern »mehlig kochende«, wurden dazu gereicht.

Die Kunst des Kochens ist eben auch eine Kunst des Auswählen-Dürfens.

Schon begannen sie, die kleinen Wettbewerbe zwischen den patriotischen Hütern des authentischen Davidis-Rezeptes und jenen Zugereisten, die den Pfefferpotthast mit eigenen Ideen zu verfeinern trachteten.

»Sehr lecker! Wirklich! Nur ...«, murmelte meine Großmutter zwischen zwei Bissen bei neuen Nachbarn, die zu einem Pfefferpotthast-Essen eingeladen hatten,

»Nur?«, fragte die Gastgeberin verunsichert.

»Sie werden verzeihen!«, lächelte die Großmutter. »Es schmeckt wirklich vorzüglich. Nur ›Pfefferpotthast‹ ist das nicht! Das ist eher – eine Art Gulasch!«

Ihr Lächeln verstärkte sich. Nicht annähernd, sondern abgrenzend.

»Zum Pfefferpotthast-Kochen muss man wohl in Dortmund geboren sein.« Sie lächelte immer noch. »Woher stammen Sie eigentlich? – – – So, aus Bochum kommen Sie ... Dann verstehe ich ...«

Sie hat wirklich Jahrhunderte lang bestanden, diese historische Distanz zwischen den beiden Hansestädten Dortmund und Bochum.

Woher sie kommt? Ich habe es nie wirklich ergründen können. Doch irgendwie ist sie auch in mir unauslöschlich verwurzelt.

Bei Bigos in Krakau oder beim Kessel-Gulasch in Budapest wurde ich oft gefragt: »Wie ist eigentlich die westfälische Küche?«

Dann fiel mir der »Pfefferpotthast« ein und die Unmöglichkeit, seinen Geschmack zu beschreiben. Wohl auch die Erinnerung an Möpkenbrot mit Rübenkraut ...

Schon mein erster Versuch, Jahre später die Familientradition fortzusetzen, endete in einem Fiasko.

An einem »fortgeschritten-runden« Geburtstag bestellte ich beim Metzger nebenan zweihundertundfünfzig Portionen Pfefferpotthast.

Man muss eben seine Grenzen und Pflichten kennen, wenn man – z.B. des Berufes wegen – eine sogenannte »Ehrung« zu befürchten hat. Und ein lobverdächtiger Amateurkoch war ich nie.

Es kam der Pfefferpotthast. In drei großen, fest verschlossenen sogenannten »Wehrmachtsbehältern«. Fünfhundert Brötchen dazu.

Und es kamen die Gäste. Zweihundertundfünfzig oder mehr.

Sie machten artig ihren »Diener«, übergaben ihren meist flüssigen Geburtstagsgruß, tranken ein Bier oder zwei, und gingen zum Essen nach Hause. Denn es war Sonntagmittag. Und ich hatte den unverzeihlichen Fehler begangen, die Kraft sonntäglicher Familien-Rituale zu unterschätzen.

Es gelang mir an den folgenden Tagen nicht, der Pfefferpotthast-Schwemme Herr zu werden.

Die Nachbarn, anfangs durchaus beglückt, winkten bei der zweiten, dritten Vorsprache ab. Obwohl »mein Metzger« sich als wahres Pfefferpotthast-Genie bestätigt hatte. Ein Dortmunder natürlich.

Die eigenen verzweifelten Bemühungen, gegen den Verderb anzuessen, verleiteten mir den Pfefferpotthast wohl auf alle Zeit.

Denn Tage noch durchwehte in meinem Hause ein durchdringendes Pfefferpotthast-Aroma jeden Raum, den ich arglos betrat. Und ich machte die neue Erfahrung, dass Pfefferpotthast einsam macht.

So bin ich kulinarisch heimatlos geworden.

Heute liegt meine Identität irgendwo zwischen Barschtsch und Bigos, zwischen Wodka und Palinka, nachdem der Hausarzt mir das Bier verbot, die letzte (?) kulinarische Brücke zu meiner Dortmunder Heimat.

Nein, die vorletzte Brücke. Denn zweimal jährlich spielt mein Fußballclub Borussia Dortmund gegen den VfL Bochum.

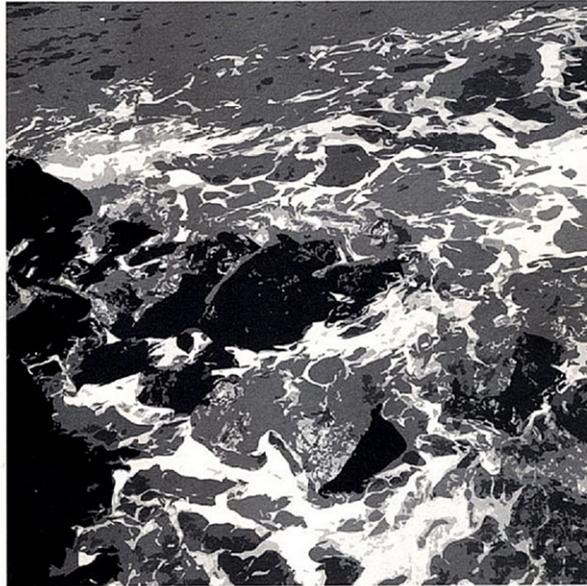
Unsterblichkeit

Gestern noch an fremden Stränden
heute schon in festen Händen
Denn die Ufer nah im Osten
sah ich längs der Donau rosten
und so war ein Wiedersehn
allenfalls ein Randgeschehn

Mehr als ferne Luftgebilde
führte ich zuvor im Schilde
Denn aus guten alten Tagen
tat ins Jetzt herüberragen
Freundschaft von besondrer Güte
Längst nicht mehr in voller Blüte
Doch es blieb uns nur das Gestern:
Kluge Brüder, schöne Schwestern
aus den kunstbewegten Zeiten
sah'n wir längst hinübergleiten
dorthin, wo in Höllenfeuern
wohl auch wir dereinst beteuern:
Nein, wir haben nichts bereut!
Gönnt uns die Unsterblichkeit!

dieter treeck

meine träume altern nicht



gedichte



an Eichendorff lehnen

Mal wieder an Eichendorff lehnen
und sich an deutschen Wald
erinnern – Danach spaziergehn
und tief im Bauche
ein Gedicht aufspüren
in dem ich noch
den Wald aus meinen Kindertagen
schmecke
wenn es hinaufsteigt
und in meiner Schreibmaschine
schon verdorrt

Die Zeitung
aus dem Briefschlitz ziehen
ein lustlos hingedachtes Schwarz
auf weit gereistem Weiß
Auf Seite eins fußkrank
der Blechchoral
vom Tod der Kilometersteine

Auf Seite zwei
das Klagelied
der Presse-Aktionäre
Wie willig warst Du
feingemahlen
deutscher Wald

*auf kleiner Insel
sind's nur wenige Schritte
bis zu den Haien*

Kleines Solo

Reime, die kopfaufwärts drängen
sind Geburten dieser Nacht
Wenn sie jetzt im Cockpit hängen
wird kein Geistessturm einfach

Sieben Tage hat die Woche
jeden Montag sag ich's mir
Wenn im Stundenglas ich koche
wird das sanfte Ich zum Tier

Dieses Vieh will ich versöhnen
mit der Unrast tief im Bauch
und das gottverdammte Stöhnen
löst sich auf in Schall und Rauch

Das, was wir die Seele nennen
irrt herum im Internet
Würde ich im Spiegel brennen
wär mein Solo ein Duett

*bis zur Dämmerung
wird Sand in Deinen Augen
zur Düne wachsen*

Das Band der Liebe

Die Autotüre zugeschlagen
und nicht einmal zurückgeschaut
Die Tränenblindheit
trotzig weggewischt und
eingefädelt in den Morgenzug
buntlackierter Blechkabinen

Fast hundert Kilometer
bis der Blutdruck sinkt
der Pulsschlag sich beruhigt
und Eins live Pop
die lärmenden Gedanken übertönt
bis aus dem Chaos Landschaft wird

Fast hundert Kilometer
bis zum Anfang aller Illusion
Dazwischen das
was mal als Band der Liebe
allen Witterungen
widerstand

Dann Ausfahrt
endlich
fünfhundert Kilometer
bis zur Alltagspur
im Spiegel nur
was nicht vergangen ist

*verzeih die Klischees
meiner dürftigen Sprache
verweht ist der Duft*

Schöpfung

Meine Lust
erschafft Dich neu
aus erinnerten Gerüchen
dem Blütenmuster
meines Bettbezugs und
der Kuhle die
in meinem Kissen
Deinen Schatten wirft

Du wächst
zwischen den Blattfingern
der Kastanie
und bist aufgewühlt
im Staub der Wege
die wir gingen

Aus meinen Achselhöhlen
steigt Dein Stöhnen auf
und immer noch
vibrierst Du
in der Muschel
meines Telefons

Ich geh hinaus
und lass mich von dem Winde
streicheln der seinen Duft
aus Deinem Atem sog

*dass Du mich liebtest
diese wunde Stunde lang
ist auch ein Leben*

Weißpelz
(*Julchen lebt ...*)

Die Nase tief im grauen Schnee
Ich deute Deinen Rückenbogen
folge deiner Vielbeinigkeit
den Zaun entlang
suche
nach dem Durchschlupf
zwischen Strauch und Gras
morse
an die Fensterscheibe
dass ich warte auf Dich
kleine Wärme
hinter dem Türspalt
in den du deine Nase bohrst
mich freudig grüßt
wie nach langer Trennung

Beim Erwachen
im Schleier des Morgens
dein Gesicht
drei schwarze Punkte nur
wachst
über meinen Traum
der in den Tag tritt
Angstrümmer herüberholt
in die Schwärze des Morgens
den Du heller machst

*Das Gedicht »Weißpelz« begleitete im November 2015
als poetischer Plakat-Aushang das Publikum vier Wochen
lang in den Fahrgastwagen der Stuttgarter Straßenbahnen.*



Foto: Stefan Papp.

Krakau
Liebeserklärung an eine verlorene Stadt

Der Putz bröckelt
aus der Architektur meiner Sprache
Die Silhouetten des Erinnerns
verformen zu Kaminen
aus denen nicht nur Weihrauch bläst

Krakau
das ist die Lunge des Windes
der Bytom, Zabrze, Katowice
heißt trotz alledem
ein Lachen trägt und auch
ein Lied

Krakau
das ist der Blick der Geschichte
aus verätzten Augenhöhlen
ist ein Ferment im Stoffwechsel
des Kontinents
der sich selbst verdaut trotz alledem
ein Wiederkommen und erkennen
dass ich nicht fortgewesen bin

Krakau
das war die Lust auf eine Marlboro
im Nichtraucherabteil
der Jama Michalika ein Trinkspruch
in dem die Freundschaft taumelt

Krakau
das ist Hoffnung
auf den Schultern der Liebe

Schemen

Auf meinen Lippen noch
das Salz von Deiner Haut
In meinem Atem kreist
der Duft aus Deinen Poren
Die Sonne zeichnet Schatten
unvertraut
vieläugig von den Wänden schaut
mich fremdes Leben an
verloren
längst Schemen der Vergangenheit

Ich fühle mich in dieses Haus
hineingeboren
Erinnerung aus einer andren Zeit

ein Tonkrug nur
aus Staub zurück verwandelt
ein saurer Trunk
zu Most vergoren
so grüße ich Khayyam hier
vor den Toren
des Lebens das
in Deinem Lächeln strandet

Und immer wieder – Poesie des Alltags

Ein Mensch wird sechzig

Ein Mensch wird sechzig und man glaubt
er sei schon ziemlich angestaubt
Doch fällt der Staub von jenen Bäumen
auf denen die Junioren träumen

Wer sechzig wird, begrüßt die Falten
denn jede trägt ein Namensschild
Man hat sich ziemlich gut gehalten
im Passport klebt ein fremdes Bild

Wer sechzig wird, der sieht gelassen
Der Herbst brilliert im Farbenrausch
Wo Frau'n nach der Palette fassen
denkt Mann an einen Sockentausch

Wo andere bis sechzig zählen
und laden zum Seniorentanz
Da kannst du leise dich empfehlen
denn Zahlen sind nicht die Bilanz

Was gestern war, das lass dort liegen
Versuche, unbeschwert zu fliegen
(jedoch von oben, wie gemein
ist leider auch das Schöne klein)

Verzeih der Maus im eignen Fell
denn siebzig bist du allzu schnell

na und?

Noch gestern warst Du – feurio
ein neunundsechz'ger Romeo
Dann heute der Jahrzehnte-Sprung!
Was heißt Problem? Denn Sport hält jung!

Was war, das nennt man schlicht »Erfahrung«
Darunter litt die Kopfbehaarung
Doch hat Dich's Leben nicht betrogen
zu schwunghaft streicht dein Geigenbogen

Und was durch deine Reime weht
ist lustvoll-frische Pubertät
die manchem Manne ging verloren
in dem Moment, da er geboren

Erhalte Dir die Lust zu leben
und bleibe nicht an Mumien kleben
die's sogenannte »Alter« ehren
indem sie's Lachen ihm verwehren

amnesie.de.punkt

Spät, sehr spät die Gäste gingen
Wein, Geduld und Luft verbraucht
Und in unsren Stühlen hingen
zwei Gespenster, durchgeschlaucht

Heute mit gebremster Power
wird der Tag zurechtgerückt
Selten hat des Gastmahls Dauer
uns so kurz und klein gedrückt

Reden wir nicht von den Themen
Kinder, Krankheit, Klopapier
Jeder Atemzug ein Gähnen
Als sie gingen, war es vier

Ach, man findet immer wieder
rätselhaft die Sympathie
und man kniet voll Andacht nieder
vor der eignen Amnesie

Die Rente fest im Blick

Die Krähenfüße lernten laufen
»Diäten« ist ein Schreckenswort
Und seine Feinde schön zu saufen
spült nur die eigne Leber fort.

Die Leute, die das Lächeln lieben
das unsern Alltag überdeckt
sie haben nie den Frust vertrieben
den vor den Geiern sie versteckt

Wir lassen uns nicht denunzieren
vom Spiegel und des Nachbarn Blick
Wenn wir nicht den Humor verlieren
spielt das Theater UNSER Stück

Die Welt ist viel zu laut zum Schlafen
und Reisen lüftet den Verstand
Wo Not am Kind ist, ist Dein Hafen
Und »Ohne mich« ist fremdes Land

Der Träumer ist nicht kleinzukriegen
Im Trotzdem klopft sein Kämpferherz
Und eh die Zweifel ihn verbiegen
erklärt der Narr die Welt zum Scherz

Ach ja, die Liebe, meine Güte
Wie kommt's, dass ich sie fast vergaß?
Auch sie gehört in diese Tüte
Verdammt, sie macht noch immer Spaß!

Da vorne, nur ein Schritt bis morgen
Da lockt ein Glücksschwein, lass es rein!
Es hielt im Zwiespalt sich verborgen
nun möchte es Dein Haustier sein

messerscharf

tief in ihrer Mädchenseele
dort, wo die Romantik nistet
spürte schmerzlich Frau Adele
dass ihr Liebesglück befristet

ach, sie roch seit vielen Jahren
fremden Schweiß in Gernots Socken
und nun fand in seinen Haaren
sie die Spuren fremder Locken

und am Samstag gegen zehn
sah man sie bei Karstadt stehn
4. Stock, bei Haushaltswaren
und dort auf die Messer starren

denn an jedem Wochenende
war doch die Geduld zu Ende
und so plante sie seit Jahren
ihn ins Jenseits einzufahren –

wenn er tief und sorglos pennte
sah sie oftmals auf ihn nieder
und bedachte seine Rente
das Vertrieb die Mordlust wieder

als im Klange seiner Stimme
sie die falschen Töne hörte
blieb kein Zweifel, daß der Schlingel
ihre Nachbarin betörte

und mit fieberheißen Wangen
wuchs ihr tödliches Verlangen
in der Hand die scharfen Klingen
schwor sie sich, ihn umzubringen

klein zu sehn auf allen Vieren
und dann lustvoll zu tranchieren
so nach seinem Blute brünstig
kauft sie Klinge hundertfünfzig

Wie das Messer sie am Morgen
schon zum siebten Mal polierte
wollt' sie endlich ihn entsorgen
höchste Zeit, dass es passierte

Bis an diesem Nachmittage
ihre Welt zusammenkrachte
als man ihn auf einer Bahre
mausetot nach Hause brachte

dass beim ersten Straßen-Eise
Gernot starb mit achtzig Sachen
war gemein, auf diese Weise
sich vom Acker fortzumachen –

ließ der Kerl sie einfach sitzen
war das ihrer Langmut Lohn?
in der Lade sah sie blitzen
ihre Klingen-Kollektion

Soll'n Adele wir bedauern
die nun nicht, was sein muss, darf?
nein, schon sehen wir sie lauern
auf den Nächsten, messerscharf

Die Gästepest

Ganz nett, mal diesen oder jenen
daheim mit Kuchen zu verwöhnen
um dann gespannt darauf zu hoffen
dass nicht zu viel wird weggesoffen
und dass die ausgelutschten Witze
nicht töten alle Geistesblitze
Und kriegen sich dann in die Haare
die ausgebrannten Ehepaare
dann wünscht man sich von vier bis sieben
ach, wär man doch zu Zweit geblieben
Man hört nicht zu und ärgert sich
denn jeder redet nur von sich
auch ich ...

zur Lage der Person

Angesichts der Angesichte
hör ich Deine Stimme nicht
und die Summe der Gewichte
schlägt dem Tagtraum ins Gesicht

Angesichts der Oberweiten
auf dem Campus im Revier
möcht' ich mit den Freunden streiten
über Manneslust und Bier

Angesichts der Tagesfluchten
und des Lebens im Quadrat
pfeife ich auf Rosenzuchten
und ein Dasein im Spagat

Angesichts der Überfülle
die im Kopf den Stau erzeugt
platze ich aus meiner Hülle
bis mein Kreuz mich niederbeugt

*Apfelkuchenzeit
und keine Kieselsteine
vor dem Gartenzaun*

Es ist anders als sonst

An Dich denkend
die sonst so erfolgreichen
Klischees meiner Sprache
aussortierend
und die vertrauten Strategien
verwerfend
wird mir bewusst:
Es ist anders als sonst

Dieter Treack

Es ist anders als sonst

Gedichte



Nachwort
Josef Reding



Atelier-Verlag
Andernach

alle Tassen

Lieber Freund, Du weißt, die Tassen
(ein sensibles Geschenk)
sind nicht nur zum Kaffeefassen
Sie trainieren das Gelenk
Deiner Hände mittels schwerer
duftend-heiß gebrühter Lasten
die dem alten Kostverehrer
auch an Tagen strengen Fastens
jene Gaumenlust bereiten
die in unsren zarten Jahren
(nein, kein Grund, darum zu streiten)
wir uns sollten nicht ersparen

Und wir wollen nicht verschweigen
dass die edlen Dichterkünste
(welche Lust, sich zu verneigen)
jene Geistes-Feuerbrünste
nicht nur unsren Kopf durchglühen
sondern zum Papiere drängen
bis dabei die Funken sprühen
und der Dummheit Grenzen sprengen

Ja, dann wird es sonnenklar
dass kein Reim dich je erreicht
(ob verspielt ob lapidar
ob genial ob dünn und seicht)
Wenn der Text nicht, wie gestanzt
aus dem Handgelenk Dir tanzt
Und du weißt, dies funktioniert ...
wenn die Tasse es trainiert

Urlaub

Die wunde Seele baumeln lassen
den Staub der Wüste inhalieren
und ab und zu mal Essen fassen
als Lohn für's meilenweit Marschieren

Die alten Plätze neu entdecken
Caesar Manriques Genius grüßen
die Füße in die Brandung stecken
und nicht für neuen Ehrgeiz büßen

Mit Wolkenschatten träge ziehen
das Salz in jeder Brise schmecken
selbst vor der Pflicht im Koffer fliehen
und sich bei jedem Gruß erschrecken

voll-kommen, leer gehen

Ich hocke ungerahmt im Keller
und fühle mich von mir umgeben
Der Pulsschlag geht nur wenig schneller
wenn die Gedanken einwärts streben

Kein Zweifel, dass ich selbst geblendet
vor meinem alten Spiegel stehe
und wenn der Blick sich abwärts wendet
betört mich meine große Zehe

Ich muss nun endlich mal gestehen:
Nichts auf der Welt ist so vollkommen
wie diese Anmut meiner Zehen
ihr Anblick macht mich ganz benommen

Drum werde ich, damit Ihr's wisst
nun endlich ego-Fetischist
denn wer nicht täglich sich geliebt
vergisst bald, dass es ihn noch gibt ...

LanzErote

Schwarz und weiß und innen rot
ja und nein und doch dazwischen
Himmel, Hölle, Leben, Tod
Wenn die Grenzen sich verwischen

mag vielleicht es daran liegen
dass die Sehkraft langsam schwindet
und – vom Spiegelbild verschwiegen –
uns der Faltenwurf verbindet

schwarz und weiß und innen rot
glühend noch und schöpfungstrunken
doch ich steh im Parkverbot
und Vineta ist versunken

Finissage

Kühl die Morgenwetterlage
kurz die lange Musennacht
Heute früh stellt sich die Frage
Was hat es für uns erbracht?

Jede Menge nette Leute
wurden uns hereingespült
Und sie wurden Kriszti's Beute
aufgeheizt und abgekühlt

Heute wird zunächst geschlossen
Dieters kleine Bilderwelt
dicht gemacht und abgeschossen
doch allein der Beifall zählt

Gleich geht's ab zur Finissage
im Gepäck ein Brunchpaket
Zeit, dass dies Gedicht zum Tage
kurzerhand zu Ende geht

Weihnachtlicher Perspektiven-Wechsel

Weihnachtsmann, was wünschst Du Dir?

In jedem Jahre, Weihnachtsmann
schleppst Du für uns Geschenke an
und niemand fragt, wie es DIR geht
und wie's um die Gesundheit steht

ob Füße Dir und Nacken schmerzen
beim Wettlauf der spendablen Herzen?
Ob's Dir nach einem Schnäpschen wär?
UNS interessiert das wirklich sehr!

Es muss nun wirklich endlich sein
dass Kind und Kegel DICH erfreu'n
Es scheint, dass all die kleinen Christen
sind auch nur große Egoisten

die sich im Internet berauschen
bei e-bay Hemd und Höschen tauschen
und die darüber ganz vergessen
mal wieder frisch drauflos zu essen

wie Bratwurst, Leb- und Reibekuchen
wenn sie den Weihnachtsmarkt besuchen
und wo im Glanz der Weihnachtskerzen
auch DU bist, nah den Kinderherzen

Doch machen wir uns langsam Sorgen
denn schließlich denken wir an Morgen
Ob Du noch wünschst nach all den Jahren
den langen Weg zu uns zu fahren?

Wir haben letztes Jahr gesehen
Du konntest kaum noch aufrecht gehen
Der ganze Kram auf Deinem Rücken
würd' Jüngre selbst zu Boden drücken

Du trugst den Sack voll Elektronik
statt des Gebäcks mit Zimt und Honig
und stolperst bei all den Namen
die aus der Welt des High-Tech kamen

Drum wollen wir die Rollen tauschen
und mal auf DEINE Wünsche lauschen
die Du schon mal im Traum Dir gönnst
und immer wieder brav verdrängst

So fragen heut' wir bei Dir an:
Was wünschst DU, lieber Weihnachtsmann
wie können wir DIR Freude machen?
Wir werden auch bestimmt nicht lachen

Vielleicht ein Extra-Stündchen Ruhe
ein Smartphone, schicke Wanderschuhe
ein Sortiment von roten Hemden
vom letzten Fest die Remittenden

Du musst die Wünsche nicht verstecken
Du darfst sie gern mit uns entdecken
Nur raus damit und nicht gestammelt:
Wir haben längst für dich gesammelt

Und dann als Bonus Schokotorte
nebst Crashkurs für die neuen Worte
damit Dich künftig nicht verdrießen
die »Toys«, die früher »Spielzeug« hießen

Du bringst uns dann im neuen Jahre
den Toner für die grauen Haare
und dunkle Brillen, schick und teuer
für Zeiten, die uns nicht geheuer

Zwei Wunder und ein Heiliger Abend

»Das ist der Letzte!« Der Weihnachtsbaumverkäufer versuchte, den Straßenlärm zu übertönen. »Vier Meter achtundzwanzig! Bestellt und nicht abgeholt! Na, wie wär's? Zwölf Euro der Meter! Aber nur als Ganzes!«

Acht dunkel verummte Gestalten, geschlechtslos, vermaßen schweigend mit pendelnden Köpfen vierhundertachtundzwanzig Zentimeter Nadelbaum.

»Gut, gut!«, ermunterte der Händler. »Also – zehn Euro der Meter und achtundzwanzig cm umsonst. Von mir für Sie!«

Acht menschliche Wesen – mich eingeschlossen – vor der schweren Entscheidung, ohne Baum nach Hause zurückzukehren – oder mit diesem Monstrum. Viermeterachtundzwanzig, die in keinen Kofferraum, keine Straßenbahn, keinen Autobus, kein Wohnzimmer passten.

»Ein Schnäppchen zum Heiligen Abend«, drängte der Händler. »Und für fünf Euro kommt der Baum zu Ihnen nach Hause, wenn's nicht weiter ist als zwei Kilometer.«

Mein lautes, entschlossenes »ICH!« ließ die Pendelbewegung der Köpfe augenblicklich erstarren.

»SIE also! Gut!«, sagte der Verkäufer. Aus seiner Stimme klang Erleichterung. »Wo wohnen Sie?«

»In der Nähe! Aber ich will nur einen halben Baum!«

»Ist mir egal! Halber Baum, ganzer Preis!«

»Ja, ja, einverstanden! Nur durchsägen müssen Sie ihn mir!«

Der Händler war pünktlich. Aber er hatte schlampig gemessen.

Zweimeterfünfundachtzig Baumspitze blockierten alle Vorbereitungen im Weihnachtszimmer.

»Das Zimmer ist zweiseibzig hoch«, sagte Christine.

»Weiß ich noch vom letzten Tapezieren. – Rechne noch den Ständer dazu und die silberne Spitze, dann kommen wir locker auf drei Meter fünfzehn.«

»Rechnen kann ich auch«, sagte ich leicht aggressiv.
»Anscheinend nicht«, entgegnete sie. »Sonst würdest Du's wenigstens versuchen!«
Auf ihrem Gesicht erschien ein merkwürdiges Lächeln, das nichts Gutes verheiß. »Du solltest mal zu Schulzes hinaufgehen. Vielleicht erlauben die Dir, dass Du den Fußboden anbohrst. Ist bestimmt einfacher, als wenn Du Dich von unten durch die Decke stemmst.«
»Eine Säge muss her«, beschloss ich. »Aber die Läden sind schon dicht. Also gut: Ich gehe mal runter zu Hünerowskis! Für einen Kasten Bier tut der Max alles.«
»Aber wir haben nur einen Kasten Bier. Minus eine Flasche! Die habe ich vorhin dem Paketboten gegeben. Ich hatte kein Kleingeld mehr! – Wenn Du also Weihnachten auf Dein geliebtes Bierchen verzichten willst.«
Ich zuckte die Achseln. »Vielleicht ist Max auch mit einem halben Kasten zufrieden. Und wenn nicht ... Besser kein Bier, als drei Tage Deine schlechte Laune!«
Max half, auch wenn seine Frau Gift und Galle spuckte. Denn ihr Weihnachtsbaum stand noch in einem Emaille-Eimer in der Ecke.
Um vier Uhr, nach zwei mal drei Flaschen Pils stand unser Baum endlich aufrecht und hielt gebührend Abstand von der Decke. Und Max eilte dem eigenen Weihnachtsstress entgegen.
»Das ist ja furchtbar«, rief Christine, die inzwischen die Pute in die Röhre geschoben hatte. »Der hat ja gar keine Etagen!«
Tatsächlich! Sie hatte recht! Wieso war mir das nicht aufgefallen?
»Warum hast Du nicht die Zweige mitgenommen? Die vom unteren Stück? Die war'n doch bezahlt! Die hättest Du doch dazwischen ... Du bist doch so'n Fummler!«
Sie ging kopfschüttelnd um den Baum herum. »So nicht! Stell das Ding hinter die Mülltonnen! Dann eben kein Baum!«

Hier war jede Diskussion überflüssig! Ich packte den Baum samt Ständer und schleppte ihn resigniert zur Mülltonne. Dort wartete eine Überraschung. Die Tonnen wurden verdeckt durch ein Bündel frischer Tannenzweige. Die hatte offensichtlich jemand entsorgt, der seinen Weihnachtsbaum stutzen musste. Ich schleppte Baum und Zweige vor die Haustür. Verdammt, der Schlüssel! Ich klingelte. Christine steckte den Kopf durch die Tür. »Was? Der Baum schon wieder?« »Das Problem ist gelöst«, sagte ich. »Hier sind Zweige für die fehlenden Etagen. Liegen draußen auf der Tonne. Glaubst Du an Wunder?« »Ich glaube, dass ich gleich zu meiner Schwester fahre«, sagte Christine mit hochrotem Kopf. »Dann kannst Du basteln, bis Du schwarz bist! Ich brauche keinen Weihnachtsbaum!« Dann stand der Baum doch wieder im Wohnzimmer, und ich begann, Löcher in den Stamm zu bohren. Erst die Löcher, dann die Äste. »Damit kommst Du nicht weit!«, sagte Christine, die mit Mantel und Schal im Wohnzimmer erschien. »Die Zweige sind doch viel zu kurz. Und die paar Dinger reichen doch sowieso nicht! Also, ich gehe jetzt!« »Grüß Deine Schwester«, brummte ich und vermied, Christine anzusehen. »Ich gehe noch schnell Kaffee und Zucker holen!«, sagte sie. »Der Supermarkt schließt in zehn Minuten.« Sie hatte es sich offensichtlich anders überlegt. Und ich setzte wieder den Bohrer an. Christine hatte doch keine Ahnung! Zu kurz? Wo steht geschrieben, wie ein Weihnachtsbaum auszusehen hat? Eine Viertelstunde später klingelte es. Ich ging zur Tür.

Christine! Sie trug ein Bündel Zweige in beiden Händen und balancierte darauf ein Kaffee- und ein Zuckerpäckchen.

»Zehn Euro«, sagte sie. »Hab ich so 'ner traurigen Gestalt abgekauft! Der hat die Zweige sicher auch auf 'ner Mülltonne gefunden.«

»Zehn Euro? Bist Du von allen guten Geistern ...?«

Christine brauste auf: »Für den armen Hund war ICH vielleicht der gute Geist. Zehn Euro! Dafür kann er sich noch was zum Essen kaufen. Und 'ne Flasche Rotwein auf's liebe Jesulein! Wer weiß, unter welcher Brücke der heute Nacht pennt. Hast Du gar kein Herz?«

Ein guter Mensch ist sie! Das muss man ihr lassen! Sogar an Heiligabend!

Sie legte die Zweige zu den anderen. Und ich machte mich wieder ans weihnachtliche Werk.

»Fällt Dir nichts auf?«, lachte Christine plötzlich hinter mir. »Hast Du nicht was von Wunder gesagt? Du produzierst gerade eins!«

»Wunder? Wieso?«

»Na klar!«, sagte sie triumphierend. »Guck doch mal genau hin! Dieser Elendsbaum ist doch wohl 'ne ganz simple Fichte!«

»Ich liebe simple Fichten«, knurrte ich.

»Ich auch!«, sagte Christine begütigend. »Schau mal: aber die Zweige von der Mülltonne sind von einer Nordmann-tanne. Ich kenne mich da aus! Du weißt ja, mein Vater hatte eine Gärtnerei!«

»Wie schön für Dich!«, antwortete ich spitz.

»Und diese hier«, fuhr sie unbeirrt fort, »sind von einer Koreatanne. Guck mal, und da hat der Kerl doch glatt noch Silbertanne dazwischen gemogelt.«

»Na und?« Meine schlechte Laune verflog plötzlich.

»Dann haben wir eben vier Weihnachtsbäume in einem! Oder« – ich jonglierte in Gedanken mit den Namen –

»wir haben als einzige Familie auf der Welt eine nordmannkoreanische Silberfichte! Wow!«
»Falls Du jemals damit fertig wirst!«, sagte Christine lächelnd. Dann hob sie plötzlich die Nase und schnüffelte.
»Oh Gott, die Putenkeule!« Sie stürzte hinaus.
Ich folgte ihr ahnungsvoll in die vernebelte Küche. Schon an der Tür stieg mir ein beißender Geruch in die Nasengänge.
Christine hatte den Bratentopf in die Spüle gestellt und ließ Wasser hineinlaufen.
»Ich hab' vorhin was vergessen! Im Supermarkt«, sagte sie mit schuldbewusstem Lächeln. »Ich hätte ein Glas Würstchen kaufen sollen. Oder zwei. Oder drei.«
»Was ist denn passiert?«, fragte ich überflüssigerweise.
Sie strich sich die Haare aus der Stirn und klatschte den Deckel auf den Topf.
»Das war's! Oder – magst Du Putenkohle? Ein Bratenwunder! Das gibt's garantiert nur bei uns!«
Christine lachte, und es klang irgendwie befreit! »Heiligabend ist immer für Überraschungen gut.«
»Komm! Der Chinese an der Ecke hat heute geöffnet«, sagte ich und zog sie an mich.
»Zwei Wunder an einem Nachmittag sind genug!«

Affenliebe

»Nun bleib doch stehn, du blöde Kuh!«
Mir scheint, ich hör Gespenster
da winkt mir dieser Affe zu
durchs helle Kaufhausfenster.

»Nun mach schon«, brüllt er, »und komm rein,
beweg mal deine Sohlen!
Es kann doch nicht so schwierig sein,
mich hier herauszuholen!«

Da hockte er, ein Jammerbild
auf Hemden und auf Socken,
in Lichterketten eingehüllt,
das Weihnachtsgeld zu locken.

Ich konnte ihm – wie Sie gleich sehn
nicht länger widerstehen;
ich ging und zahlte, und seitdem
darf ich mich um ihn drehen.

Er macht sich nun zu Hause breit
und lässt mich für sich laufen;
wenn er nach 'ner Banane schreit
geh ich, sie ihm zu kaufen.

Er schläft – wo sonst? – in meinem Bett
und mir bleibt 'ne Matratze
und bin ich mal besonders nett
paktiert er mit der Katze.

Denk ich des Abends abgeschlafft
ob ich mir wohl was koche,
hat er den Lampenschirm geschafft,
den vierten diese Woche.

Sitz ich im Auto frisch frisiert
den nächsten Job zu stemmen,
hat er mir die Frisur lädiert
und spielt mit meinen Kämmen.

Dann war er plötzlich furchtbar lieb:
er brauche zur Begleitung
ganz dringend etwas für den Trieb
und ich griff gleich zur Zeitung.

»In welchen Zeiten lebst du denn?
Muss ICH Dir was erzählen?
Guck endlich mal bei eBay rein,
da kann der Fachmann wählen.

Er fand bei eBay ohne Zoll
gleich zwei Schimpansendamen,
die quatschten ihm die Hucke voll
und wollten nur Bananen.

Drei Tage dauerte die Qual
und dann, am frühen Morgen
half ihm die Katze kollegial,
die Damen zu entsorgen.

Ich wollte nun zum Weihnachtsfest
Mallorca's Reiz entdecken;
dann ließ mein Freund, 's gab mir den Rest,
sich doch mein Ticket schmecken.

Ich hab' im Kaufhaus angefragt,
ob sie ihn wiedernähmen,
Doch ER hat traurig nur gesagt,
ich solle mich was schämen.

ER nahm mein Leben in die Hand
und ICH verdiente Hiebe.
Bin längst ich nicht mehr bei Verstand
dann macht's die Affenliebe.

Was heißt hier Mensch? Was heißt hier Tier?
Schaut ihm doch ins Gesichte!
Wenn ich nicht aufpass', steht er hier
und rezitiert Gedichte.

nur hinterm Haus

Es sei nicht länger euch verschwiegen
was den Erwählten längst bekannt
und auch dem Heer der schwarzen Fliegen:
Dort hinterm Haus ist Reibekuchenland

Wenn erste Fröste durch die Gräser ziehen
und man bei Maulwurfs an den Vorrat denkt
sieht man sie köstlich unterm Laub erblühen
die späte Frucht, die uns der Winter schenkt

Sie schlüpft gebräunt ans bleiche Licht der Sterne
ihr Duft treibt selbst den müden Dichter um
er schleicht hinaus, schwenkt seine Reimlaterne
und beugt sich nieder zum Präludium

Noch wartet er, bis dann vom Wind getrieben
das Lied der Puffer durch die Nacht ertönt
dann hat er eiligst dies Gedicht geschrieben
und sich ein Glas Kartoffelschnaps gegönnt

Ich folgte ihm, als alle Nachbarn schliefen
und sah der goldnen Scheiben Hochzeitsflug
er endete in meines Schlundes Tiefen
Ja, ich gesteh', ich kriegte nie genug

Wenn ihr dereinst in Weihnachtsmarktgefilden
sie brutzeln seht an jedem dritten Stand
dann glaubt dem üblen Schwindel nicht, dem wilden:
Nur hinterm Haus ist Reibekuchenland

Edeltanne, einsfünzig, Etagenbaum ...

»Denk an den Baum!«, sagte die Liebste beim Frühstück.
»Ich denke an nichts anderes!«
»Denk dran: Edeltanne. Nicht höher als einsfünzig. Und schöne Etagen, bitte!«
»Ich denke, heute ist Heiligabend!«, murmelte ich in die Kaffeetasse hinein.
»Eben! Heute sind die Bäume am billigsten!«
»Und die Auswahl am kleinsten! Dass du ausgerechnet am Weihnachtsbaum sparen musst!«
»Quatsch nicht, halt dich ran!«, sagte sie. »Und komm bloß nicht ohne Baum zurück!«
Sie klimperte mit dem Autoschlüssel.
»Nimm die Straßenbahn! Den Wagen brauche ich! Du weißt ja, der Karpfen ...«
Und dann stand ich vor jener Baulücke, die einmal jährlich als Christbaummarkt zu Ehren kam. Doch nichts erinnerte mehr daran, dass hier vor Tagen noch das Sauerland wogte.
»Edeltanne, einsfünzig, Etagenbaum!« Die Liebste kannte keine Gnade.
Die dritte Station verhiess Hoffnung.
Ein Hinterhof im Halbdunkel. Ein Dutzend trister Mülltonnen. Ein halbes Dutzend Fichten. Die letzten der Mohikaner. Elendsgeburten. Tannenbaum-Karikaturen. Davor eine breite Front männlicher Gestalten. Zehn vielleicht. Fünfzehn ... Schweigend. Bewegungslos die Armseligkeit fixierend.
In meinem Kopf der Liebsten Stimme: »Edeltanne, einsfünzig, Etagenbaum!«
In meinem Bauch eine Wut, die mir Entscheidungskraft verlieh.
Ich drängte mich hindurch, schnappte mir den erstbesten Baum und präsentierte ihn dem vermummten Händler.
»Den hier!«

Zwei Worte, die Erstaunliches bewirkten.
In einem dichten Knäuel urplötzlich wild entschlossener
Männer schienen sich die restlichen Bäume aufzulösen. In
Sekunden verwandelten sich friedliche Familienväter in
brüllende Kampfstiere und traurige Tannenbäume in
handliches Tannengrün.
Mein Bäumchen quälte sich indes durch einen Blechtrichter
in ein grobes Netz.
Wahrlich kein Baum von der Stange. Eher eine amorphe
Stachelkugel.
Doch ein Kunstwerk an Verpackung.
Ich verließ das Schlachtfeld der letzten Chance und
schleppte meine Beute zur Straßenbahn.
LINIE 2 zum ersten.
Die Türen öffneten sich. Die Türen schlossen sich.
Auf dem Bahnsteig eine Mauer geduldig Wartender.
LINIE 2 zum zweiten, zum dritten, zum vierten ...
Welch ein Freudentag für die Bilanz der Stadtwerke.
Die fünfte Bahn nahm mich auf.
Nahm uns auf!
»Sie zahlen für zwei Personen!«, sagte der Schaffner mit
einer Stimme wie ein Fallbeil.
Ich quetschte uns zwischen die murrenden Fahrgäste,
suchte nach einem Halt und fand ihn über mir. Für Augenblicke
schien alles wohl geregelt.
Nur in meinem Kopf hämmerte es: »Edeltanne, einsfüßig,
Etagenbaum!«
Dann geschah es:
Der Straßenbahnfahrer fluchte. Die Bahn bremste abrupt.
Die Fahrgäste torkelten durcheinander.
Ich ließ den Baum los, griff mit beiden Händen ins Leere
und fiel doch nicht. Wohin auch?
Die Katastrophe draußen schien abgewendet.
Die Katastrophe innen ereignete sich in diesem Augenblick.

Der Baum befreite sich. Mein Baum! Ein trockener Knall.
Das Netz zerriß. Die Zweige schnellten auseinander,
suchten die Lücken zwischen den Fahrgästen und fanden
sie. Krakengleich.

»Meine Strümpfe!«, keifte eine Frau und boxte mir in die
Rippen.

»Mein Gesicht!«, brüllte ein kleiner Junge, der plötzlich
mitten in meinem Baum stand.

Über mich brach der Volkszorn herein.

Das »RausRausRausRausRaus« wurde zum vielstimmigen,
bedrohlich anschwellenden Chor.

»Nehmen Sie Ihren Scheißbaum und verschwinden Sie!«,
schrie der Schaffner. Die Bahn hielt. Diesmal sanft und
rücksichtsvoll. Auch an dieser Haltestelle Menschen
dichtgedrängt. Ich tauchte hinein in den Weihnachtsbaum,
versuchte den Stamm zu erreichen. Vergeblich! Zu
kurz die Arme, zu aggressiv die Äste.

Ich zerrte an den Zweigen. Der Baum bewegte sich nicht.
Er widersetzte sich, verkrallte sich unlösbar in Mäntel,
Schirme, Einkaufstaschen. Hoffnungslos.

Ich ließ den Baum los, stemmte mich gegen die hereindrängenden
Fahrgäste, fand den Fluchtweg nach draußen.
Ließ Baum und Flüche hinter mir.

»Edeltanne, einsfünzig, Etagenbaum!«

In sechzig Jahren das erste Weihnachtsfest ohne Baum.
Meine Gedanken schwankten zwischen Bahnmissionsmission
und Stammkneipe.

Ich entschied mich für's Undramatische. Und zwei Stunden
später schwankte ich heimwärts.

»Ich bin der Weihnachtsbaum!«, würde ich der Liebsten
sagen. »Schmück mich oder verbrenn mich!«

Dann stand ich vor unserer Haustür und wunderte mich,
dass ich das Schlüsselloch nicht erreichte. Bis in meinem
Kopf die Erkenntnis dämmerte:

Dort, angelehnt an die Haustür, stand – mein Weihnachtsbaum.

Nix Edeltanne, einsfünzig, schöne Etagen, aber mein
wundervoller Wunderbaum.
Und in meinem plötzlich glücksüberfluteten Gehirn
formte sich die Frage:
»Hey Alter, hast du schon geklingelt?«
Doch es gibt Tage, an denen stellt man keine Fragen.

Klumpkes vonne Bude

An jeder Ecke ein Kiosk. Das ist das Ruhrgebiet. Die »Bude«, wie man hier sagt, hat das Vordringen der Supermärkte auch in die Vorstädte und »Kolonien« überlebt. Sehr zur Freude der Kinder, in deren Leben sie seit Generationen einen festen Platz hat. »Anner Bude« wirft selbst der lumpige Groschen noch etwas für den »süßen Gaumen« ab. Die großen verlockenden Bonbon- und Lakritzgläser, aus denen je nach Wunsch und Taschengeld die bunten Schleckereien von Hand sortiert werden, sind noch nicht den hygienischeren, aber auch umsatzfreundlicheren Großpackungen gewichen. Und welches Kind würde für Eis oder Kekscriegel aus der Fernsehwerbung die geduld-strapazierende Kassenschlange im Supermarkt in Kauf nehmen? Tante Emmas Laden, längst verdrängt, hat in der Bude einen bescheidenen Nachfolger gefunden. Am Kiosk in der Nachbarschaft gibt es oft auch das Paket Schnittbrot, Wurst und Käse in Vakuumfolie oder den Kaffee für den unerwarteten Wochenendbesuch. Selbst Grillkohle und Grillwürstchen warten hier auf ihre Chance bei unverhofftem Sonnenschein am Sonntagmorgen. Damit mogelt man sich zwar am Ladenschlussgesetz vorbei. Doch sollen auch die Mitarbeiter der Ordnungsämter zu den Stammkunden der Kioske gehören. Jedenfalls wird stillschweigend toleriert, was flexibel der Versorgung dient und als Familienbetrieb keine Tarifprobleme stiftet. Wann geöffnet und was verkauft wird, hängt vom Kiosk-Standort ab. Die Bude in der Wohnsiedlung öffnet zu anderen Zeiten als die am Busbahnhof oder vor dem Zechentor. Dass in vielen Kiosken morgens zwischen sechs und neun Uhr die Kassen besonders häufig klingeln, beweist, dass es Zeitlücken im gesetzlich mangelhaft geregelten Versorgungssystem gibt. Nicht nur Tageszeitungen und Tabakwaren sind die Frühmorgen-Hits. Auch das zu Hause vergessene oder dem längeren Schlaf geopfert

Frühstücksbrot hält die Bude ersatzweise bereits belegte Brötchen, mehr oder weniger frische Mettwürstchen, steinhartgekochte Hühnereier und auch jene geheimnisumwitterten Frikadellen, denen der Volksmund im Ruhrgebiet so viele liebevoll-skeptische Namen gegeben hat: Gefängnispralinen, Steinplatz-Pasteten (Dortmund), Löwenköttel, Tennisbälle, BMW (weil hier der Bäcker, der Metzger und der Wirt profitieren) und immer wieder fällt den Sprüchekloppern an Theke und Kiosk Neues ein, das den sogenannten Fleischklops bis zur Unkenntlichkeit verrätseln hilft. Kioske in der einträglichen Nähe von Rathäusern, Werkstoren, aber auch an den Knotenpunkten des öffentlichen Nahverkehrs lassen in ihren Warenangeboten erkennen, wer zu ihren täglichen Kunden zählt. Das Zeitungs- und Zeitschriftensortiment am Rathaus-Kiosk ist kaum zu vergleichen mit dem vor den Toren des Stahlwerks, wenngleich die Boulevard- und Regenbogenpresse keine sozialen Schranken kennt und nahezu allgegenwärtig ist. Intellektueller Hochmut ist der Bude fremd. Und während die Chefetagen von Verwaltungszentren die anspruchsvolle Zigarrenpalette der nahegelegenen Kioske bestimmen, kennt man vor dem Zechentor nur »Helle« und »Dunkle«, dafür aber fünfundzwanzig Sorten Schnupftabak. Gerade der Bergmann braucht beträchtliche Mengen dieses mentholhaltigen Pulvers, um die staubgefüllten Luftwege nach der Arbeit wieder frei zu blasen. Doch verhindern auch unterarmlange »Snuff«-Stränge nicht die Staublunge. »Montags Ruhetag« liest man oft an jenen Buden, die an den Wochenenden eine Art von freiwilligem Notdienst übernehmen. Sie gibt es überall in den Wohnsiedlungen, wo sie sich allerdings selten mit besonderen Angebots-Ideen hervortun. Gerade hier trifft man auf den verträumten Kiosk, in dem ein Rentner oder Rentnerhepaar ein wenig das Altersruhegeld aufbessern. Denn das Zubrot-Pfennigggeschäft würde hier kaum eine Existenzgrundlage bieten. Viele Kioske

sind Glieder in straff organisierten Ketten. Die Pächter, die hier ohne nennenswertes Eigenkapital einsteigen können, haben selten freie Hand in der Wahl ihrer Lieferanten; denn sie sind durch Verträge an ihre Verpächter, Getränke-, Tabak- oder Zeitschriften-Grossisten gefesselt. Sie können daher nicht die günstigsten Einkaufsmöglichkeiten nutzen. Häufige Pächterwechsel sind die Folge. Dass Kioske häufig das Ziel von Einbrüchen sind, ist weniger auf die kiosktypische Leichtbauweise zurückzuführen, sondern vielmehr auf die selten fehlenden Alkoholbestände Bier und gängige Schnäpse, italienischer Billigsekt, manchmal Wein Unterscheidungsmerkmal »weiß« oder »rot«. Für den Kiosk-Verkauf entwickelt scheint der sogenannte »Flachmann«. Mit seinen 0,15 bis 0,25 Litern lässt er sich unauffällig in der Jackentasche verbergen und von Vorarbeiter oder Ehefrau ungesehen, »so zwischendurch zum Aufwärmen«, versteckt zwischen Daumen und Handfläche an den Mund führen. Am Kiosk selbst dürfen laut Gaststättengesetz keine alkoholischen Getränke verzehrt werden. Darüber wachen die Ordnungsämter im Interesse der Kunden, die nicht von Angetrunkenen belästigt werden wollen und im Interesse der Kneipen-Wirte, die die Konkurrenz des schnellen Kiosk-Schlukkes fürchten. Dennoch ist die Bude beliebter Treffpunkt nicht nur von Rentnern und Arbeitslosen, die sich oft nur ein paar Meter entfernt zusammenfinden, um dem Gesetz genüge zu tun. Und die nach Flaschenbier fragenden Jugendlichen sind heutzutage selten die altbekannten »kleinen Bierholer« in Vaters Auftrag.

Von der Einsamkeit des Billigbieres

»Trinkst du denn da?« Karl tippt mit dem Hals seiner Bierflasche an das Etikett der Einwegflasche in Emils Hand. Über die kahle Platte des Frührentners zieht eine leichte Röte. »Kennze nich? Kieselbräu! Schmeckt nich übel.« »Is dat nich so'n belgisches Billigbier?«, vermutet Karl. »Klar! Warum?« Karl schüttelt den grauen Kopf. »Gibt's dat jetzt auch hier am Kiosk? Habbich ja noch garnich gesehn. Mir verkloppt der Max immer diese teure Brühe.« Emil ist das Thema sichtlich peinlich. »Nee! Hat mit Max nix zu tun. Habbich im Konsum gekauft. Nur 47 Pfennig die Pulle.« »Is ja 'n Ding!« Karls Kopfschütteln wird heftiger. »Und dat bringste mit an Kiosk?« Er stößt mit dem Fuß leicht gegen eine reichlich gefüllte Plastiktüte, die Emil an die Kioskwand gelehnt hat. Es klirrt. »Mensch, paß doch auf! Dat is mein Vorrat für drei Tage. Willste mal eine probieren?« Emil bückt sich, holt eine Flasche aus der Tüte und bietet sie Karl an. Doch der wehrt ab. »Nee, nee! Wundre mich nur, datte dein eigenes Bier mit an Kiosk bringst. Sieht Max bestimmt nich gerne.« Der Kioskbesitzer schaut hoch, als sein Name fällt. Er öffnet die Kiosktür und tritt heraus. »Muß mal Luft schnappen. Ist ein Mief da drinnen.« Er atmet ein paarmal tief durch. »Was gibt es denn? Was seh' ich nicht gerne?« »Ach, is nich so wichtich.« Karl trinkt den Rest aus seiner Bierflasche und reicht sie Max. »Geh, hol mir 'ne neue!« Emil reagiert trotzig. »Der hat mich angepezt, weil ich mein Bier selbst mitbringe. Is doch wohl meine Sache! Oder?« Max denkt einen Moment darüber nach, ob er verärgert oder belustigt sein soll. »Na ja, solange du noch deinen Tabak bei mir kaufst und die Blättchen und ab und zu 'ne Illustrierte ist mir das egal.« Er verschwindet wieder im Kiosk. Dann erscheint sein Kopf plötzlich im Schalterfenster. »Und warum bringst du dein Bier mit? Schmeckt

dir das Bier nicht, das ich hier verkaufe?« Die Röte in Emils Gesicht verstärkt sich. »Is denn datten Thema?« Er nimmt einen Schluck und wischt sich über den Mund. »Na klar! Ihr kricht 'ne gute Rente vom Pütt. Könnst euch garnich vorstelln, datten Sozialrentner jeden Pfennich umdrehn muß. Auch beim Bier! Aber meinste, ich häng' den ganzen Tach zu Hause rum und geh' meiner Alten auf'n Wecker?« Emil trinkt seine Flasche leer und lässt sie in den Papierkorb plumpsen. »Außerdem schmeckt dat Bier nich so allein in meine Bude. Also bin ich hier, wo ich auch mal 'n Kumpel treffen und wat reden kann. Aber wenn euch dat nich passt ...!?« Emil macht eine demonstrative Geste, als wolle er gehen. »Nee, nee!«, beschwichtigt ihn Max. »Lass man gut sein! Versteh ich ja. Aber wenn das alle machen würden, dann könnte ich hier dichtmachen. Ist doch sowieso nur 'n Pfenniggeschäft hier. Aber was meinst du wie spielt Borussia Sonntag in Bochum?« Besondere Bedeutung an Busbahnhöfen und Straßenbahnknotenpunkten haben seit jeher »Wartehallen«, die neben dem Getränk an der kurzen Theke auch Schutz gegen Kälte und Nässe im wenige Quadratmeter kleinen Gastraum bieten. Nicht selten findet man in Wartehallen ein geschmack- und lieblos komponiertes Angebot an kalten und aufgewärmten Speisen. Auch wenn es rühmliche Ausnahmen gibt, sind für den Heißhunger unterwegs eher jene vielen Imbißbuden zu empfehlen, die längst nicht mehr nur Currywurst, Schaschlik und Pommes, sondern auch Tabakwaren, Getränke und Süßigkeiten bereithalten.

das war's (poetisches Finale)

das Bier
nur angetrunken
die Zigarette halb geraucht
das Bett
verletzt von ihrem Duft
Das Ritual
blieb seltsam fremd
und unberührt
auch der Kaffee

Danach die Qual
die toten Augen
zu ertragen
und jene Geste
tja das war's

Vielleicht
warst du im falschen
Restaurant

Nachwort

Weltvernunft. Mit Poesie – über Dieter Treeck

1

Wie beginnen? So, als wäre ich ein Literaturwissenschaftler, der Gedichte und Erzählungen prüft, die ihm bisher fremd gewesen sind? Aber so kann ich nicht beginnen! Ich kenne Dieter Treeck seit fünfzig Jahren, wir sind Freunde, und ich habe im Laufe der Jahrzehnte manches mal im Publikum vor ihm oder als Mitautor neben ihm auf der Bühne gesessen: Viele seiner Texte sind mir bekannt, nicht lediglich als gedruckte, nein, sondern auch als vorgetragene und somit als welche, die ein Echo im Publikum gefunden und zu Fragen und Meinungsäußerungen Anlass gegeben haben. Diese waren immer zustimmend. Nie habe ich eine Ablehnung, gar Abwertung seiner Texte erlebt. Aber warum nicht?

Das liegt an den Texten und an der Art ihrer Darbietung. Die ist eine, wie in der Schauspielschule gelernt: Gewiss, für seinen schönen Bariton kann Treeck nichts, sehr wohl aber für seine Betonung und seine Gestik beim Vortrag. Dank derer versteht man. Bleibt aufmerksam. Treecks Auftritt ist dem Publikum zugewandt. Er leistet etwas für es. Denn es zahlt ja. Was Treecks Auftritt gut macht, wird im Vergleich zu dem anderer Autoren deutlich. Allzu viele stehen mit Händen in den Taschen da und nuscheln. Oder verfallen in akademistische Wortelei. – Vielleicht sollte das Publikum dann mal pfeifen.

Zu Treecks Auftritt gesellen sich seine Texte – besser gesagt: Zu seinen Texten gesellt sich sein Auftritt. Die Texte sind zumeist leicht, oft ironisch, manchmal frivol. Da viele gereimt sind, gleiten sie. Es gibt aber auch sperrige. Und es gibt leichte, die um Schwieriges kreisen. Und sperrige, die mit einem Witz enden. Man kann sich bei Treeck des Ausgangs eines Textes nicht sicher sein.

2

Dieter Treeck wurde 1936 in Dortmund geboren, wo er jetzt wieder lebt. Zum Stammbaum der Familie gehören Industrielle, die sich 1928 ein zeittypisch schönes und inzwischen denkmalgeschütztes Familiengrab auf dem Ostfriedhof haben errichten lassen. (In meinem Roman über den Klassenkrieg an der Ruhr 1920 lasse ich jemanden auf das Treeck'sche Grab hinweisen: ich hoffe, niemand bemerkt die Vorverlegung.) In der Nähe jenes Denkmals befindet sich das Grab der Kochbuchautorin Henriette Davidis. »Kein sonntäglicher Spaziergang durch die wundervollen Parkanlagen des Friedhofs ohne ein kurzes ›Hallo‹ am Davidis-Grab«, erinnert sich Treeck im Nachwort zu einem von ihm herausgegebenen Lesebuch der Texte der Henriette Davidis. So deutlich erinnert, gehört die wöchentliche Friedhofsstromerei zum Lebenslauf. Also weiter mit dem: Nach der Schule begann Dieter Treeck eine Ausbildung zum Verlagskaufmann und ging dann als Volontär zur Dortmunder Redaktion der Westfälischen Rundschau. Auf die journalistische Arbeit folgten elf Jahre als pädagogischer Mitarbeiter der Volkshochschule Marl (»die insel«) und als Co-Redakteur der Zeitschrift »Volkshochschule im Westen«. In Marl gehörte er zu den Mitgliedern der Jury des Adolf-Grimme-Preises. Der WDR bot ihm eine Stelle als Fernseh-Redakteur an. Die Bergarbeiterstadt Bergkamen wollte ihn als Kulturdezernenten. Der Etat war klein, die Arbeitsfreiheit groß. Treeck zog nach Bergkamen. Dort schuf er mit der »sohle 1« die erste kommunale Kunstgalerie Deutschlands. Und entwickelte den »bergkamener bilderbasar« (bbb), der alle zwei Jahre Künstler aus Deutschland und dem Ausland dazu einlud, Werke auszustellen und sich darüber mit der einheimischen Bevölkerung auszutauschen. Nebenbei war er Mitbegründer des »Literaturbüros Unna«. Kulturdiplomatische Verdienste erwarb er sich über Verbindungen nach Polen, insbesondere nach Krakau.

Seit Jahrzehnten schreibt er Gedichte, Essays und Erzählungen (ein Gedichtband wurde ins Polnische übersetzt (»Dziura w światcie«, 1987), er schreibt Drehbücher für Dokumentationen und Hörfunkfeatures und dreht Filme, entwickelt Fotografien und arbeitet mit Malern und Grafikern zusammen; gegenwärtig produziert er vor allem Kabarett-Texte und Chansons für seine Lebensgefährtin, die ungarische Sängerin und Schauspielerin Kriszti Kiss, mit der er auch auftritt. Folgerichtig ist er Vorsitzender von »Melange e. V. Literarische Gesellschaft zur Förderung der Kaffeehauskultur«.

3

Was auffällt, ist die weitgefächerte Lebenstätigkeit Treecks, seine Haltung zum Leben: Er ist kein Lyriker-und-sonst-gar-nichts, ebenso wenig ein bloßer Kulturpolitiker: bei ihm verbindet sich Unzusammenhängendes zu einem persönlichen Ganzen: Kommunalen Haushaltsplan und Gedichte, Chansons und Fassadenfarben für die Krakauer Altstadt, Vermittlung zwischen »Kunst und Kohle«, wie es einst hieß. Ich möchte Treecks Lebensführung und Lebenstätigkeit als eine von Weltvernunft geleitete bezeichnen: diese ist keine Studierstubenvernunft, sondern eine, die sich gerade im widersprüchlichen Weltgeschehen als Vernunft erweist – was schwieriger ist, als aus der Klausur heraus zu predigen: wer weltvernünftig ist, sieht vor lauter Bäumen immer noch den Wald, denkt auch mal quer, niemals aber ideologisch schmal gespart. Es geht um ein vernünftiges In-der-Welt-sein, um eine Haltung und Tätigkeit, bei der sowohl Produktivität als auch heiter-sinnliche Lebensführung und Solidarität nach vorn treten, das Bemühen also, sich die Welt für sich selbst und für andere angenehm zu machen. Wie sagte Goethe? Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste ... Das könnte von Dieter Treeck sein: Die Woche über ein Kabarett-

Programm schreiben und es sich dabei sauer werden lassen, mittwochs eine Sitzung leiten und am Wochenende den Pfefferpotthast der Henriette Davdis nachkochen. Mit weniger Fett als im Rezept! (Wer hier stutzt, möge auf S. 96 zurückgehen, zu dem Text »Westfale, heimatlos«.)

4

Insgesamt bietet Treecks Lesebuch einerseits einen Querschnitt älterer längst schon in eigenen Bändchen oder Gemeinschaftswerken veröffentlichter Gedichte und Erzählungen, andererseits versammelt es zahlreiche neuere Arbeiten vorwiegend für das Kabarett.

Seine Chansons sind oft der Liebe gewidmet, besonders der körperlichen, der Erinnerung an sie, ihrer Erneuerung, ihrer Wunder und Misshelligkeiten. Treeck bringt es schnodderig hinüber. Manchmal mit derben Anspielungen. Er schreibt über Eheprobleme und Paarprobleme und von Abschieden; er schimpft auf weibliche Untreue und schreibt über eigene – ähäm: also über die des lyrischen Ichs ... Dies Ich klagt auch darüber, dass es zu viel isst und dass es abnehmen müsste. Und teilt mit, was es erlebt, wenn es Hosen kauft. Es gibt auch ein Chanson über eine Toilettenfrau: in der ersten Person Singular natürlich. In etlichen seiner Texte spricht sich Treeck über das Altern aus und über dessen Gebrechen und deren spöttische oder zynische Anerkennung und den dann doch trotzigem Kampf gegen sie, diese Gebrechen. Dieter Treecks Chansons sind ein Gelächter über das Leben, wie es ist. Sich selbst schon er dabei nicht; er geht rabiatiert mit sich um, bestenfalls, dass er sich mit Melancholie betrachtet. Und manchmal die Umwelt auch, wie in »Waldspaziergang«: »Ein nasser Teppich liegt zu meinen Füßen. / Das Muster ist im Tiefsten mir vertraut. / Der Herbst lässt meine schweren Schritte grüßen. / Der nahe Winter hat mich angeschaut.«

Auch Treecks Prosa nimmt die Themen seiner Chansons auf. Ganz entzückend die Erinnerung unter dem Titel »Lem getroffen«. Stanislaw Lem (1921-2006) war ein genialer Science-Fiction-Autor, sechssprachig, furchterregend intelligent, ein Autor von weltliterarischem Rang. Treeck erblickt ihn 1997 im »Kawiarnia Maska«, dem Café Maske im Alten Theater in Krakau, wo Lem etwas notiert, den Zettel dann liegen lässt. Treeck nimmt ihn an sich und liest ... Lesen Sie selbst ab Seite 79!

Mit »Lem getroffen« sind wir bei der Kaffeehauskultur. In Wien und in Budapest, worauf sich Treeck dabei bezieht, gehören zu dieser Kultur Stühle aus gebogenem und geflochtenem Holz (Thonet-Stühle) und Marmortischchen, auf denen dann ein Tablett mit einer Tasse Kaffee steht, dargeboten mit einem Glas Wasser, vielleicht einem Gebäck, vielleicht einem Schnaps oder Likör; zu dem Genuss gesellt sich Zeitungslektüre, gesellt sich eine Zigarette, ein Zigarillo, eine Pfeife. – Habe ich gerade vom Rauchen in Cafés geschrieben? Das ist seit 2007 in Deutschland verboten! »Schaun Sie mich an: Ich stehe auf der Straße. / Mein Stammplatz im Café ist raucherfrei«, klagt der Autor. Und sitzt dann doch wieder im Kaffeehaus, wo er absurde Begegnungen mit sich und mit anderen Gästen und mit Bedienerinnen hat. Auf das Budapester »Café Central« hat er ein Sonett geschrieben: »Im schwarzen Kaffee spiegelt sich die Stunde ...«

5

Viele Texte Treecks sind versifiziert und gereimt. Eine solche Form zu wählen sei ein Protest gegen die »lyrische Anmaßung«, sagt er. Lyrische Anmaßung heißt, dass es irgendjemanden zu einem Gedicht drängt und dass ihn dazu gefühlige oder schlaumeiernde oder aufrührerische Gedankchen und Gefühlchen überkommen, die er in Prosa ausführt, welcher er dann (jetzt kommt es!) durch Zeilenbruch ein Aussehen aufzwingt, das von außen wie

das eines Gedichts aussieht – so, wie die folgende Strophe, die zu finden ich immerhin neun Sekunden gebraucht habe: »Draußen scheint die Sonne. Wie schön / wenn sie das öfter täte. / Aber dann / hätten wir ja noch mehr Klimawandel!« Unter der Bedingung unzureichender ästhetischer Bildung lässt sich heutzutage mit einer solchen Weise der Produktion ein ganzes Lyriker-Leben bestreiten, eins in fünf Bändchen, zum siebzigsten Geburtstag in Kulturzeitschriften abgefeiert (welches künstlerische Inder-Welt-sein sowohl Treeck als auch ich verfehlt haben). So wie oben angedeutet, zu schreiben ist nicht Treecks Sache, obwohl es auch bei ihm wie bei mir und bei allen Autoren Misslungenes gibt.

6

Wir wollen aber beim Gelungenen verweilen. Nein, ich meine nicht einzelne Zeilen. Ich meine das Gesamt des Unternehmens: Chansons im besten Sinne des Wortes, über Liebe und Liebesleid, dialogische Geschichten vom Weltgetriebe, Lieder vom Alltag, vom Ich und vom Allermenschleben und wie es tagein und tagaus geführt wird: sowohl das als auch dieses. Ein großer Teil der Treeckschen Dialoge und Gedichte entsprechen diesem seltenen Genre. Einer, der ebenfalls Alltagspoesie konnte, war der französische Lyriker Jacques Prévert (1900-1977): Kippe im Mundwinkel, Schiebermütze aufm Kopp: Dieter Treeck gehört zu einer sehr ehrenwerten Familie.

Horst Hensel

Textnachweise

Es ist anders als sonst; Hungerträume; Aufrecht, wie ich hoffe, in: »Es ist anders als sonst«. Andernach: Atelierv Verlag 1984 – *Lachen in Auschwitz*, in: Auschwitz, Gedichte. Verlag Staatliches Museum Oswiecim/ Auschwitz (Polen) 1993 sowie in: Dieter Treeck: *dziura w swietle* (Loch im Licht), Krakau: Verlag KAW 1987 – *Klümpkes vonne Bude; Von der Einsamkeit des Billigbieres*. Dortmund: Weltkreis-Verlag 1986 – *Horizont; schwarz auf weiß; ein Bündel Licht; angekommen; Café Central; an Eichendorff lehnen; Weißpelz; Krakau; Schöpfung; Schemen; zur Lage der Person; Das war 's; Das Band der Liebe*, in: *meine Träume altern nicht*. Andernach: Atelier-Verlag Fritz Werf 2007 – *Weihnachtsmann, was wünschst du dir?; Zwei Wunder und ein Heiliger Abend; Affenliebe; nur hinterm Haus; Edeltanne, einsfünfzig*, in: »und wieder zieht das Elchgespann«. Bochum: Universitätsverlag Brockmeyer 2012 – *Ich bin der linke Schuh; Sex mit dem Ex; Es fraut mich; Ich bin siebzehn, fünfzig, hundert; Komm, zieh Dich aus; Herzstiche, Ein Hallo vom Bahnhofsklo; Ich fand unterm Bett; Zum Fürchten; am 7. Tag; Rückblick nach vorn; H-Intercity; Es hängt mein Hut noch im Café; Einstmals im Revier; noch lebe, liebe, lüge ich; Unsterblichkeit; Ein Mensch wird 60; na und?; amnesie.de.punkt; messerscharf; die Gästepest*, in: »Ich habe noch ein Bein von Dir«. Ebd. 2015. Alle weiteren Texte sind noch unveröffentlicht. Sie entstammen größtenteils kabarettistischen und literarischen Programmen, die der Autor für seine Lebensgefährtin, die aus Ungarn stammende Schauspielerin, Kabarettistin und Chansonsängerin Kriszti Kiss, verfasst hat. Sie wurden teilweise gemeinsam mit ihr auf Kleinkunst-Bühnen und literarischen Podien zur Aufführung gebracht.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. DeGENER (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuck-mann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benz-ler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127).